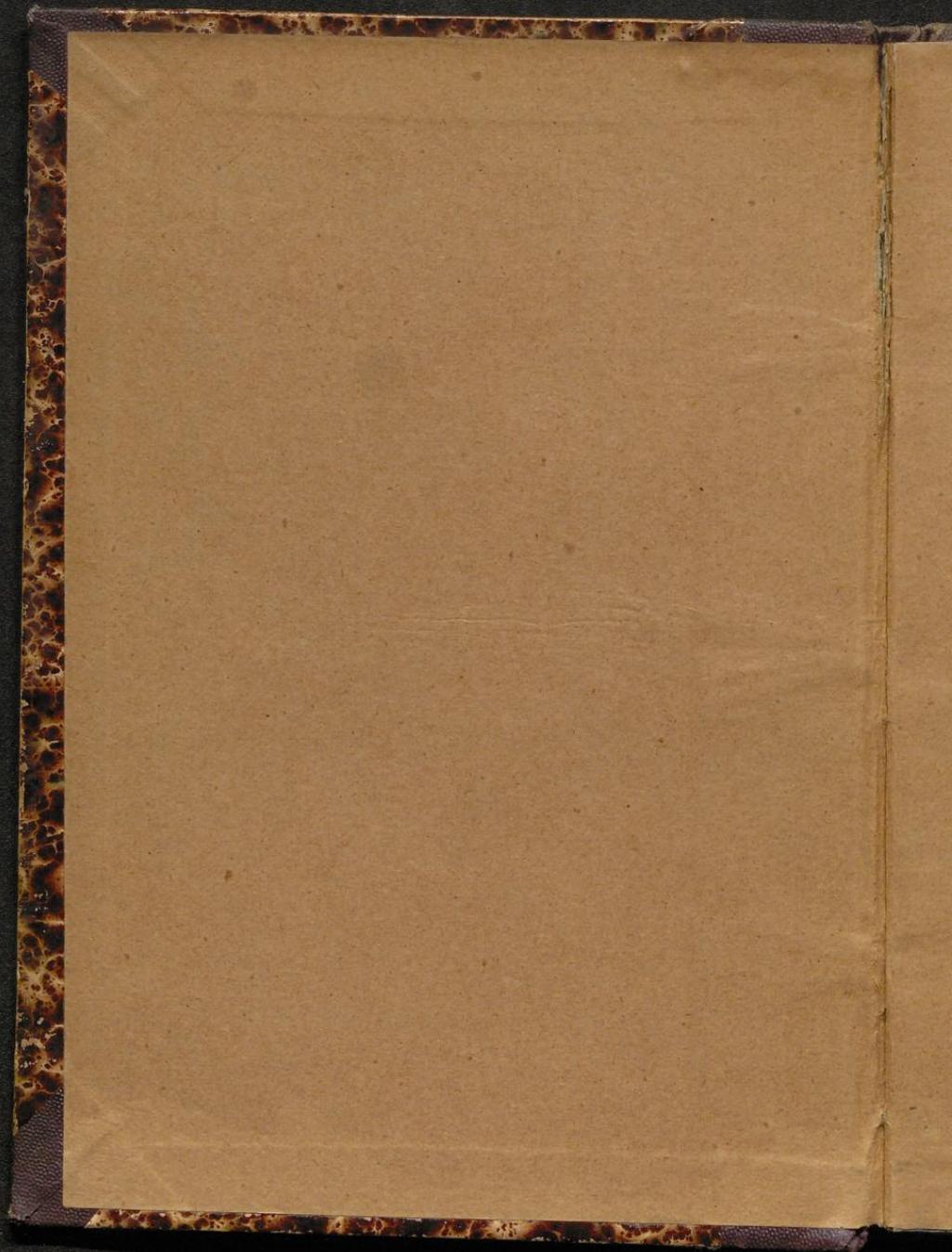
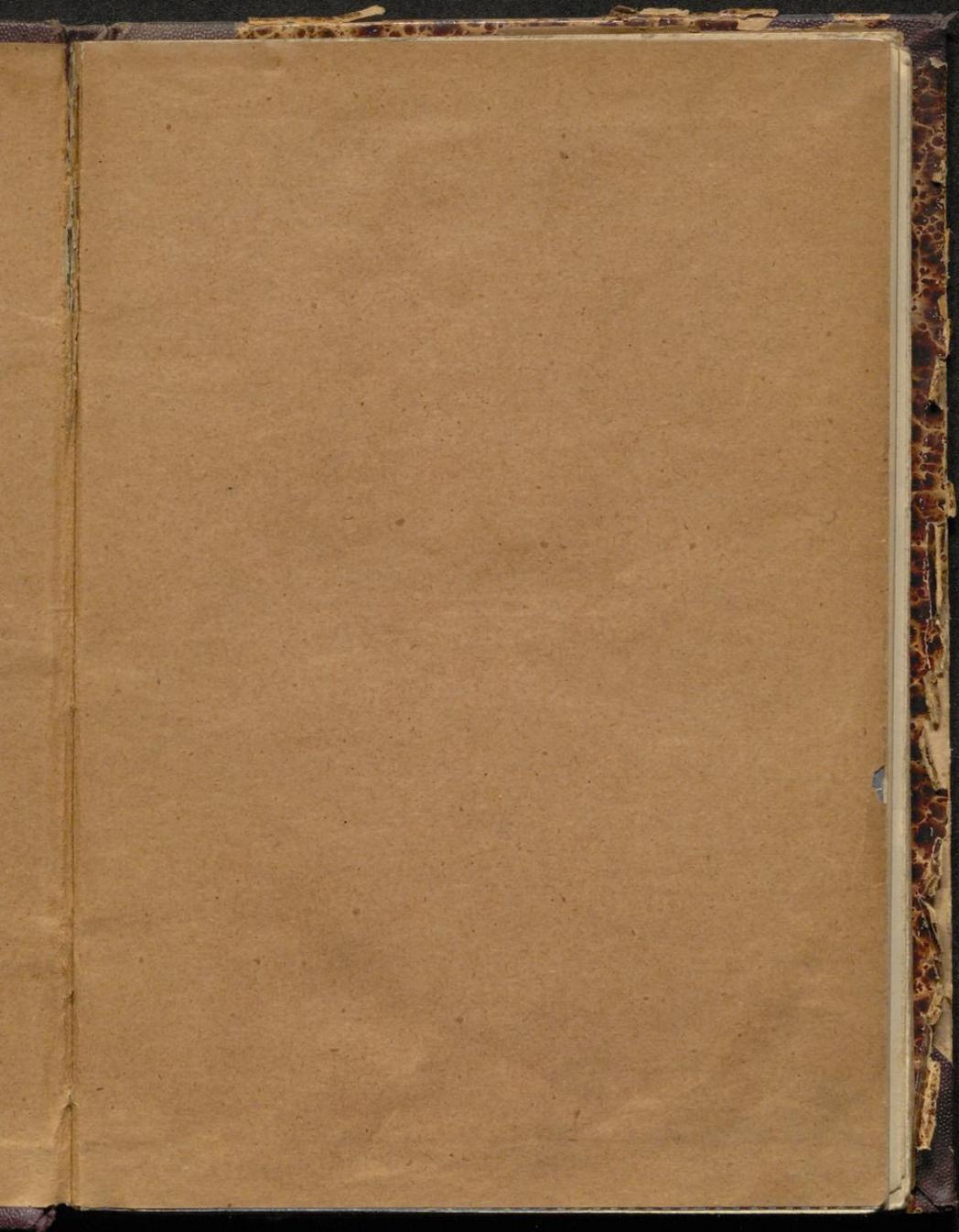


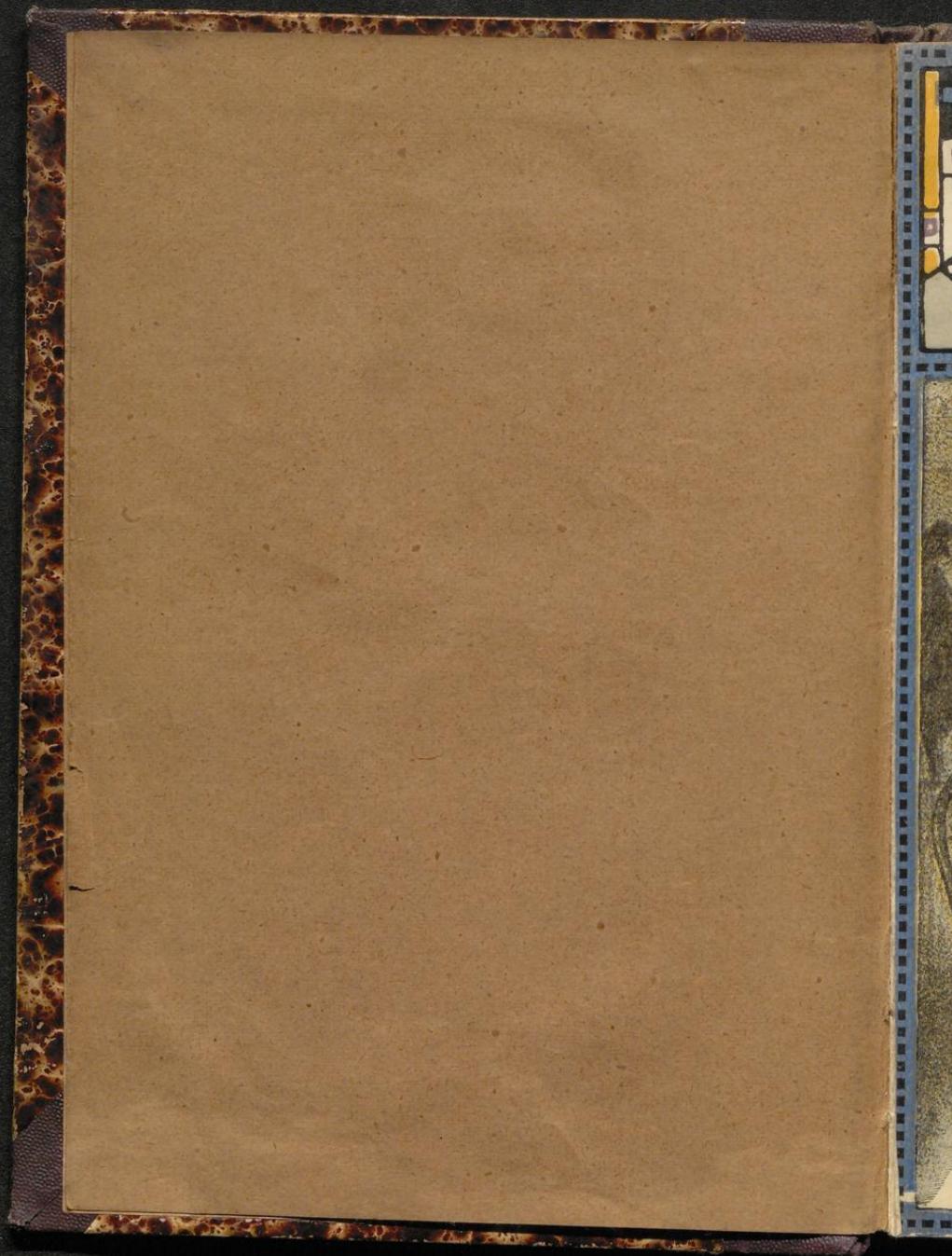
Wiener Stadt Bibliothek.

42929 AM

1







Arthur Schnitzler  
Die  
griechische Tänzerin

1.—5. Tausend





Handwritten text, likely a title or description, in a cursive script, possibly in German. The text is faint and difficult to decipher.

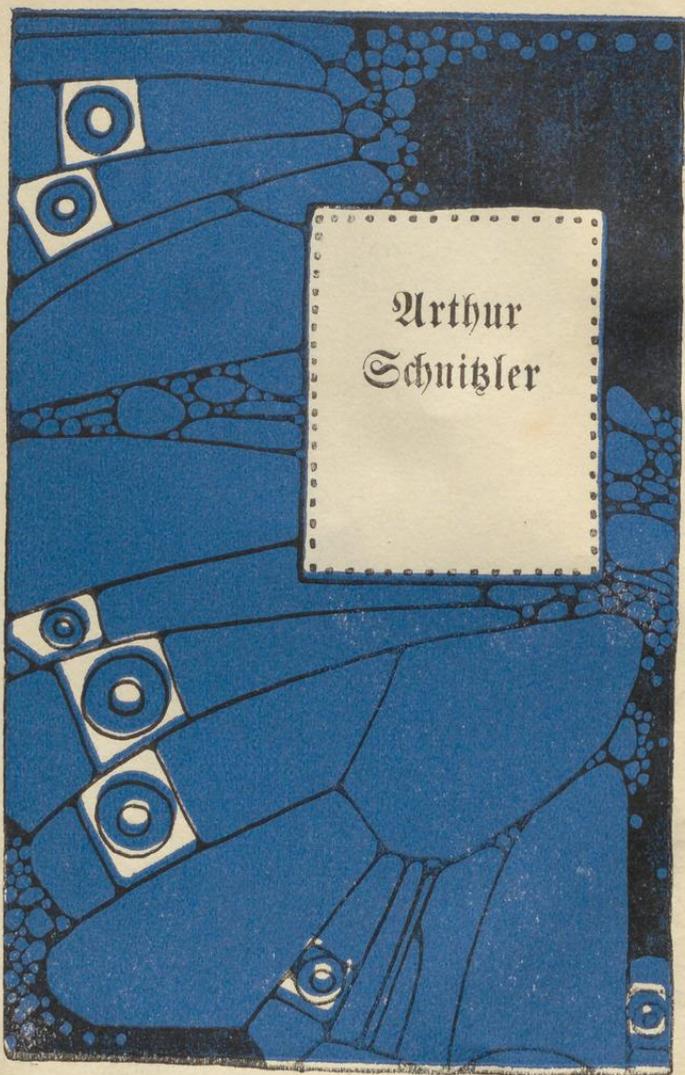


Die griechische  
•• Tänzerin ••

J.N. 64764.



Bibliothek moderner  
deutscher Autoren  
•• Band 1 ••



Arthur  
Schnitzler



Die  
griechische  
Tänzerin

Novellen

Umschlag von J. Engelhart

Wiener Verlag  
Wien und Leipzig  
1905

Z. N. 64764

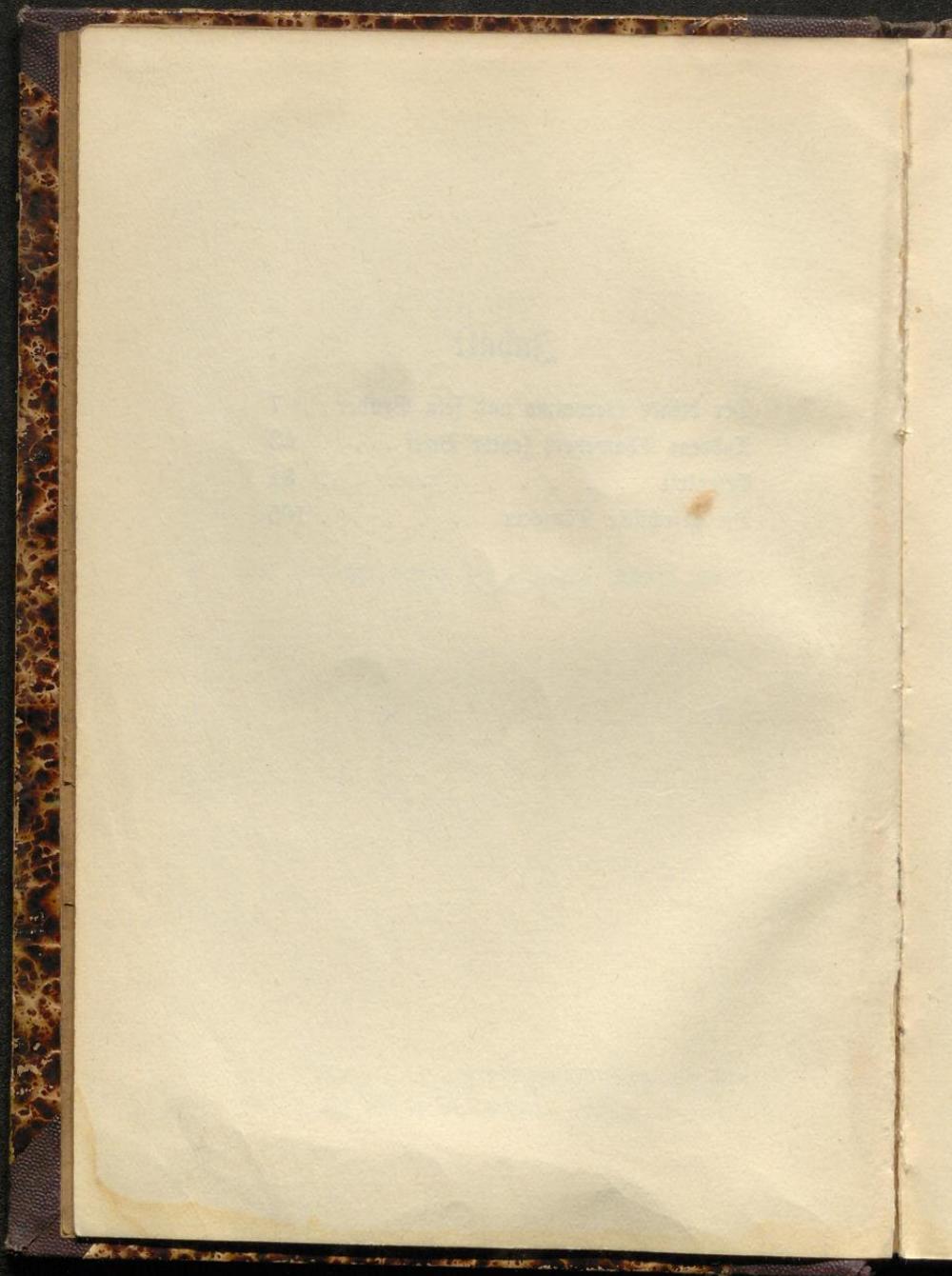
Der Verleger behält sich sämtliche Rechte vor

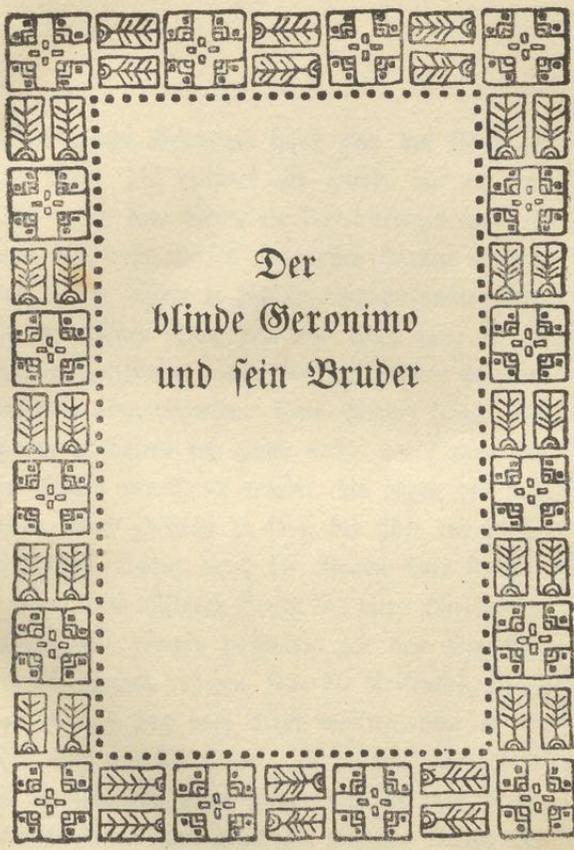


Druck der k. und k. Hofbuchdrucker  
Fr. Winkler & Schickardt, Brünn.

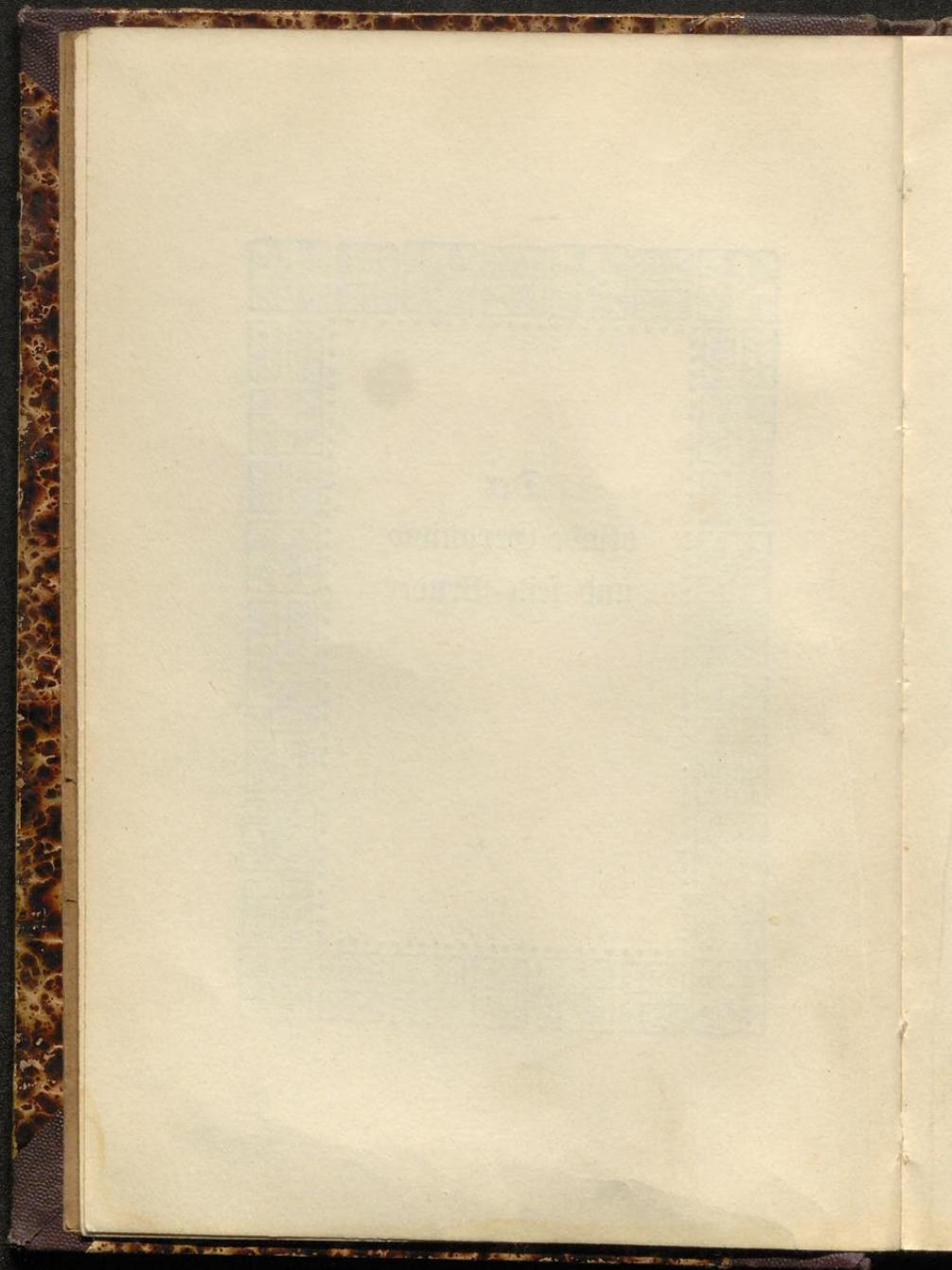
## Inhalt

Der blinde Geronimo und sein Bruder . . .	7
Andreas Thameyers letzter Brief . . .	63
Erzentrif . . . . .	81
Die griechische Tänzerin . . . . .	105





Der  
blinde Geronimo  
und sein Bruder



Der blinde Geronimo stand von der Bank auf und nahm die Gitarre zur Hand, die auf dem Tisch neben dem Weinglase bereit gelegen war. Er hatte das ferne Rollen der ersten Wagen vernommen. Nun tastete er sich den wohlbekanntten Weg bis zur offenen Türe hin, und dann ging er die schmalen Holzstufen hinab, die frei in den gedeckten Hofraum hinunterliefen. Sein Bruder folgte ihm, und beide stellten sich gleich neben der Treppe auf, den Rücken zur Wand gekehrt, um gegen den naßkalten Wind geschützt zu sein, der über den feuchtschmutzigen Boden durch die offenen Tore strich.

Unter dem düsteren Bogen des alten Wirtshauses mußten alle Wagen passieren, die den Weg über das Stillferjoch nahmen. Für die Reisenden, welche von Italien her nach Tirol wollten, war es die letzte Rast vor der Höhe. Zu langem Aufenthalte lud es nicht ein, denn gerade hier lief die Straße ziemlich eben, ohne Ausblicke, zwischen kahlen Er-

hebungen hin. Der blinde Italiener und sein Bruder Carlo waren in den Sommermonaten hier so gut wie zu Hause.

Die Post fuhr ein, bald darauf kamen andere Wagen. Die meisten Reisenden blieben sitzen, in Plaids und Mäntel wohl eingehüllt, andere stiegen aus und spazierten zwischen den Toren ungeduldig hin und her. Das Wetter wurde immer schlechter, ein kalter Regen klatschte herab. Nach einer Reihe schöner Tage schien der Herbst plötzlich und allzu früh hereinzubrechen.

Der Blinde sang und begleitete sich dazu auf der Gitarre; er sang mit einer ungleichmäßigen, manchmal plötzlich aufkreischenden Stimme, wie immer, wenn er getrunken hatte. Zuweilen wandte er den Kopf wie mit einem Ausdruck vergeblichen Flehens nach oben. Aber die Züge seines Gesichtes mit den schwarzen Bartstoppeln und den bläulichen Lippen blieben vollkommen unbeweglich. Der ältere Bruder stand neben ihm, beinahe regungslos. Wenn ihm jemand eine Münze in den Hut fallen ließ, nickte er Dank und sah dem Spender mit einem

raschen, wie irren Blick ins Gesicht. Aber gleich, beinahe ängstlich, wandte er den Blick wieder fort und starrte gleich dem Bruder ins Leere. Es war, als schämten sich seine Augen des Lichts, das ihnen gewährt war, und von dem sie dem blinden Bruder keinen Strahl schenken konnten.

„Bring mir Wein,“ sagte Geronimo, und Carlo ging, gehorsam wie immer. Während er die Stufen aufwärts schritt, begann Geronimo wieder zu singen. Er hörte längst nicht mehr auf seine eigene Stimme und so konnte er auf das merken, was in seiner Nähe vorging. Jetzt vernahm er ganz nahe zwei flüsternde Stimmen, die eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Er dachte, wie oft diese beiden schon den gleichen Weg hin- und hergegangen sein mochten; denn in seiner Blindheit und in seinem Rausch war ihm manchmal, als kämen Tag für Tag dieselben Menschen über das Joch gewandert, bald von Norden gegen Süden, bald von Süden gegen Norden. Und so kannte er auch dieses junge Paar seit langer Zeit.

Carlo kam herab und reichte Geronimo ein Glas

Wein. Der Blinde schwenkte es dem jungen Paare zu und sagte: „Ihr Wohl, meine Herrschaften!“

„Danke,“ sagte der junge Mann; aber die junge Frau zog ihn fort, denn ihr war dieser Blinde unheimlich.

Jetzt fuhr ein Wagen mit einer ziemlich lärmenden Gesellschaft ein: Vater, Mutter, drei Kinder, eine Bonne.

„Deutsche Familie,“ sagte Geronimo leise zu Carlo.

Der Vater gab jedem der Kinder ein Geldstück und jedes durfte das seine in den Hut des Bettlers werfen. Geronimo neigte jedesmal den Kopf zum Dank. Der älteste Knabe sah dem Blinden mit ängstlicher Neugier ins Gesicht. Carlo betrachtete den Knaben. Er mußte, wie immer beim Anblick solcher Kinder, daran denken, daß Geronimo gerade so alt gewesen war, als das Unglück geschah, durch das er das Augenlicht verloren hatte. Denn er erinnerte sich jenes Tages auch heute noch, nach beinahe zwanzig Jahren, mit vollkommener Deutlichkeit. Noch heute klang ihm der grelle Kinderschrei ins

Ohr, mit dem der kleine Geronimo auf den Nasen hingefunken war, noch heute sah er die Sonne auf der weißen Gartenmauer spielen und kringeln und hörte die Sonntagsglocken wieder, die gerade in jenem Augenblick getönt hatten. Er hatte wie oftmals mit dem Bolzen nach der Esche an der Mauer geschossen und als er den Schrei hörte, dachte er gleich, daß er den kleinen Bruder verletzt haben mußte, der eben vorbeigelaufen war. Er ließ das Blasrohr aus den Händen gleiten, sprang durchs Fenster in den Garten und stürzte zu dem kleinen Bruder hin, der auf dem Grase lag, die Hände vors Gesicht geschlagen, und jammerte. Über die rechte Wange und den Hals floß ihm Blut herunter. In derselben Minute kam der Vater vom Felde heim, durch die kleine Gartentür, und nun knieten beide ratlos neben dem jammernden Kinde. Nachbarn eilten herbei; die alte Banetti war die erste, der es gelang, dem Kleinen die Hände vom Gesicht zu entfernen. Dann kam auch der Schmied, bei dem Carlo damals in der Lehre war und der sich ein bißchen aufs Kurieren verstand; und der sah gleich,

daß das rechte Auge verloren war. Der Arzt, der abends aus Poschiavo kam, konnte auch nicht mehr helfen. Ja, er deutete schon die Gefahr an, in der das andere Auge schwebte. Und er behielt recht. Ein Jahr später war die Welt für Geronimo in Nacht versunken. Anfangs versuchte man, ihm einzureden, daß er später geheilt werden könnte, und er schien es zu glauben. Carlo, der die Wahrheit wußte, irrte damals tage- und nächtelang auf der Landstraße, zwischen den Weinbergen und in den Wäldern umher, und war nahe daran, sich umzubringen. Aber der geistliche Herr, dem er sich anvertraute, klärte ihn auf, daß es seine Pflicht war, zu leben und sein Leben dem Bruder zu widmen. Carlo sah es ein. Ein ungeheures Mitleid ergriff ihn. Nur wenn er bei dem blinden Jungen war, wenn er ihm die Haare streicheln, seine Stirne küssen durfte, ihm Geschichten erzählte, ihn auf den Feldern hinter dem Hause und zwischen den Nebengeländen spazieren führte, milderte sich seine Pein. Er hatte gleich anfangs die Lehrstunden in der Schmiede vernachlässigt, weil er sich von dem

Bruder gar nicht trennen mochte, und konnte sich nachher nicht mehr entschließen, sein Handwerk wieder aufzunehmen, trotzdem der Vater mahnte und in Sorge war. Eines Tages fiel es Carlo auf, daß Geronimo vollkommen aufgehört hatte, von seinem Unglück zu reden. Bald wußte er, warum: der Blinde war zur Einsicht gekommen, daß er nie den Himmel, die Hügel, die Straßen, die Menschen, das Licht wieder sehen würde. Nun litt Carlo noch mehr als früher, so sehr er sich auch selbst damit zu beruhigen suchte, daß er ohne jede Absicht das Unglück herbeigeführt hatte. Und manchmal, wenn er am frühen Morgen den Bruder betrachtete, der neben ihm ruhte, ward er von einer solchen Angst erfaßt, ihn erwachen zu sehen, daß er in den Garten hinauslief, nur um nicht dabei sein zu müssen, wie die toten Augen jeden Tag von neuem das Licht zu suchen schienen, das ihnen für immer erloschen war. Zu jener Zeit war es, daß Carlo auf den Einfall kam, Geronimo, der eine angenehme Stimme hatte, in der Musik weiter ausbilden zu lassen. Der Schullehrer von Tola, der

manchmal Sonntags herüberkam, lehrte ihn die Gitarre spielen. Damals ahnte der Blinde freilich noch nicht, daß die neuerlernte Kunst einmal zu seinem Lebensunterhalt dienen würde.

Mit jenem traurigen Sommertag schien das Unglück für immer in das Haus des alten Lagardi eingezogen zu sein. Die Ernte mißriet ein Jahr nach dem anderen; um eine kleine Geldsumme, die der Alte erspart hatte, wurde er von einem Verwandten betrogen. Und als er an einem schwülen Augusttag auf freiem Felde vom Schlag getroffen hinsank und starb, hinterließ er nichts als Schulden. Das kleine Anwesen wurde verkauft, die beiden Brüder waren obdachlos und arm und verließen das Dorf.

Carlo war zwanzig, Geronimo fünfzehn Jahre alt. Damals begann das Bettel- und Wanderleben, das sie bis heute führten. Anfangs hatte Carlo daran gedacht, irgendeinen Verdienst zu finden, der zugleich ihn und den Bruder ernähren könnte; aber es wollte nicht gelingen. Auch hatte Geronimo nirgend Ruhe; er wollte immer auf dem Wege sein,

Zwanzig Jahre war es nun, daß sie auf Straßen und Pässen herumzogen, im nördlichen Italien und im südlichen Tirol, immer dort, wo eben der dichtere Zug der Reisenden vorüberströmte.

Und wenn auch Carlo nach so vielen Jahren nicht mehr die brennende Qual verspürte, mit der ihn früher jedes Leuchten der Sonne, der Anblick jeder freundlichen Landschaft erfüllt hatte, es war doch ein stets nagendes Mitleid in ihm, beständig und ihm unbewußt, wie der Schlag seines Herzens und sein Atem. Und er war froh, wenn Geronimo sich betrauf.

Der Wagen mit der deutschen Familie war davongefahren. Carlo setzte sich, wie er gerne tat, auf die untersten Stufen der Treppe, Geronimo aber blieb stehen, ließ die Arme schlaff herabhängen und hielt den Kopf nach oben gewandt.

Maria, die Magd, kam aus der Wirtsstube.

„Habt's viel verdient heut?“ rief sie herunter.

Carlo wandte sich gar nicht um. Der Blinde bückte sich nach seinem Glas, hob es vom Boden auf und trank es Maria zu. Sie saß manchmal

abends in der Wirtsstube neben ihm; er wußte auch, daß sie schön war.

Carlo beugte sich vor und blickte gegen die Straße hinaus. Der Wind blies und der Regen prasselte, so daß das Rollen des nahenden Wagens in den heftigen Geräuschen unterging. Carlo stand auf und nahm wieder seinen Platz an des Bruders Seite ein.

Geronimo begann zu singen, schon während der Wagen einfuhr, in dem nur ein Passagier saß. Der Kutscher spannte die Pferde eilig aus, dann eilte er hinauf in die Wirtsstube. Der Reisende blieb eine Weile in seiner Ecke sitzen, ganz eingewickelt in einen grauen Regenmantel; er schien auf den Gesang gar nicht zu hören. Nach einer Weile aber sprang er aus dem Wagen und lief mit großer Hast hin und her, ohne sich weit vom Wagen zu entfernen. Er rieb immerfort die Hände aneinander, um sich zu erwärmen. Jetzt erst schien er die Bettler zu bemerken. Er stellte sich ihnen gegenüber und sah sie lange wie prüfend an. Carlo neigte leicht den Kopf, wie zum Gruße. — Der Reisende war

ein sehr junger Mensch mit einem hübschen bartlosen Gesicht und unruhigen Augen. Nachdem er eine ganze Weile vor den Bettlern gestanden, eilte er wieder zu dem Tore, durch das er weiterfahren sollte, und schüttelte bei dem trostlosen Ausblick in Regen und Nebel verdrießlich den Kopf.

„Nun?“ fragte Geronimo.

„Noch nichts,“ erwiderte Carlo. „Er wird wohl geben, wenn er fortfährt.“

Der Reisende kam wieder zurück und lehnte sich an die Deichsel des Wagens. Der Blinde begann zu singen. Nun schien der junge Mann plötzlich mit großem Interesse zuzuhören. Der Knecht erschien und spannte die Pferde wieder ein. Und jetzt erst, als befänne er sich eben, griff der junge Mann in die Tasche und gab Carlo einen Frank.

„O danke, danke,“ sagte dieser.

Der Reisende setzte sich in den Wagen und wickelte sich wieder in seinen Mantel. Carlo nahm das Glas vom Boden auf und ging die Holzstufen hinauf. Geronimo sang weiter. Der Reisende beugte sich zum Wagen heraus und schüttelte den Kopf

mit einem Ausdruck von Überlegenheit und Traurigkeit zugleich. Plötzlich schien ihm ein Einfall zu kommen, und er lächelte. Dann sagte er zu dem Blinden, der kaum zwei Schritte weit von ihm stand: „Wie heißt du?“

„Geronimo.“

„Nun, Geronimo, laß dich nur nicht betrügen.“ In diesem Augenblick erschien der Kutscher auf der obersten Stufe der Treppe.

„Wieso, gnädiger Herr, betrügen?“

„Ich habe deinem Begleiter ein Zwanzig-Franksstück gegeben.“

„O Herr, Dank, Dank!“

„Ja; also paß auf.“

„Er ist mein Bruder, Herr; er betrügt mich nicht.“

Der junge Mann stutzte eine Weile, aber während er noch überlegte, war der Kutscher auf den Boock gestiegen und hatte die Pferde angetrieben. Der junge Mann lehnte sich zurück mit einer Bewegung des Kopfes, als wollte er sagen: Schicksal, nimm deinen Lauf! und der Wagen fuhr davon.

Der Blinde winkte mit beiden Händen lebhaftere Gebärden des Dankes nach. Jetzt hörte er Carlo, der eben aus der Wirtsstube kam. Der rief herunter: „Komm, Geronimo, es ist warm heroben, Maria hat Feuer gemacht!“

Geronimo nickte, nahm die Gitarre unter den Arm und tastete sich am Geländer die Stufen hinauf. Auf der Treppe schon rief er: „Laß es mich anfühlen! Wie lang hab' ich schon kein Goldstück angefühlt!“

„Was gibt's?“ fragte Carlo. „Was redest du da?“

Geronimo war oben und griff mit beiden Händen nach dem Kopf seines Bruders, ein Zeichen, mit dem er stets Freude oder Zärtlichkeit auszudrücken pflegte. „Carlo, mein lieber Bruder, es gibt doch gute Menschen!“

„Gewiß,“ sagte Carlo. „Bis jetzt sind es zwei Lire und dreißig Zentesimi; und hier ist noch österreichisches Geld, vielleicht eine halbe Lira.“

„Und zwanzig Franken — und zwanzig Franken!“ rief Geronimo. „Ich weiß es ja!“ Er torkelte in die Stube und setzte sich schwer auf die Bank.

„Was weißt du?“ fragte Carlo.

„So laß doch die Späße! Gib es mir in die Hand! Wie lang hab' ich schon kein Goldstück in der Hand gehabt!“

„Was willst du denn? Woher soll ich ein Goldstück nehmen? Es sind zwei Lire oder drei.“

Der Blinde schlug auf den Tisch. „Jetzt ist es aber genug, genug! Willst du es etwa vor mir verstecken?“

Carlo blickte den Bruder besorgt und verwundert an. Er setzte sich neben ihn, rückte ganz nahe und sagte wie begütigend seinen Arm: „Ich verstecke nichts vor dir. Wie kannst du das glauben? Niemandem ist es eingefallen, mir ein Goldstück zu geben.“

„Aber er hat mir's doch gesagt!“

„Wer?“

„Nun, der junge Mensch, der hin- und herlief.“

„Wie? Ich versteh' dich nicht!“

„So hat er zu mir gesagt: ‚Wie heißt du?‘ und dann: ‚Gib acht, gib acht, laß dich nicht betrügen!‘“

„Du mußt geträumt haben, Geronimo — das ist ja Unsinn!“

„Unsinn? Ich hab' es doch gehört, und ich höre gut. Laß dich nicht betrügen; ich habe ihm ein Goldstück... — nein, so sagte er: Ich habe ihm ein Zwanzig-Frankstück gegeben.“

Der Wirt kam herein. „Nun, was ist's mit euch? Habt ihr das Geschäft aufgegeben? Ein Bier-spänner ist gerade angefahren.“

„Komm!“ rief Carlo, „komm!“

Geronimo blieb sitzen. „Warum denn? Warum soll ich kommen? Was hilft's mir denn? Du stehst ja dabei und —“

Carlo berührte ihn am Arm. „Still, komm jetzt hinunter!“

Geronimo schwieg und gehorchte dem Bruder. Aber auf den Stufen sagte er: „Wir reden noch, wir reden noch!“

Carlo begriff nicht, was geschehen war. War Geronimo plötzlich verrückt geworden? Denn, wenn er auch leicht in Zorn geriet, in dieser Weise hatte er noch nie gesprochen.

In dem eben angekommenen Wagen saßen zwei Engländer; Carlo lüftete den Hut vor ihnen, und der Blinde sang. Der eine Engländer war ausgestiegen und warf einige Münzen in Carlos Hut. Carlo sagte: „Danke“ und dann, wie vor sich hin: „Zwanzig Zentesimi.“ Das Gesicht Geronimos blieb unbewegt; er begann ein neues Lied. Der Wagen mit den zwei Engländern fuhr davon.

Die Brüder gingen schweigend die Stufen hinauf. Geronimo setzte sich auf die Bank, Carlo blieb beim Ofen stehen.

„Warum sprichst du nicht?“ fragte Geronimo.

„Nun,“ erwiderte Carlo, „es kann nur so sein, wie ich dir gesagt habe.“ Seine Stimme zitterte ein wenig.

„Was hast du gesagt?“ fragte Geronimo.

„Es war vielleicht ein Wahnsinniger.“

„Ein Wahnsinniger? Das wäre ja vortrefflich! Wenn einer sagt: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben,‘ so ist er wahnsinnig! — Eh, und warum hat er gesagt: ‚Laß dich nicht betrügen‘ — eh?“

„Vielleicht war er auch nicht wahnsinnig... aber es gibt Menschen, die mit uns armen Leuten Späße machen...“

„Eh!“ schrie Geronimo, „Späße? — Ja, das hast du noch sagen müssen — darauf habe ich gewartet!“ Er trank das Glas Wein aus, das vor ihm stand.

„Aber Geronimo!“ rief Carlo, und er fühlte, daß er vor Bestürzung kaum sprechen konnte, „warum sollte ich... wie kannst du glauben...?“

„Warum zittert deine Stimme.... eh.... warum...?“

„Geronimo, ich versichere dir, ich —“

„Eh — und ich glaube dir nicht! Jetzt lachst du... ich weiß ja, daß du jetzt lachst!“

Der Knecht rief von unten: „Se, blinder Mann, Leut' sind da!“

Ganz mechanisch standen die Brüder auf und schritten die Stufen hinab. Zwei Wagen waren zugleich gekommen, einer mit drei Herren, ein anderer mit einem alten Ehepaar. Geronimo sang; Carlo stand neben ihm, fassunglos. Was sollte er nur

tun? Der Bruder glaubte ihm nicht! Wie war das nur möglich? — Und er betrachtete Geronimo, der mit zerbrochener Stimme seine Lieder sang, angstvoll von der Seite. Es war ihm, als sähe er über diese Stirne Gedanken fliehen, die er früher dort niemals gewahrt hatte.

Die Wagen waren schon fort, aber Geronimo sang weiter. Carlo wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er fürchtete, daß seine Stimme wieder zittern würde. Da tönte Lachen von oben und Maria rief: „Was singst denn noch immer? Von mir kriegst du ja doch nichts!“

Geronimo hielt inne, mitten in einer Melodie; es klang, als wäre seine Stimme und die Saiten zugleich abgerissen. Dann ging er wieder die Stufen hinauf, und Carlo folgte ihm. In der Wirtsstube setzte er sich neben ihn. Was sollte er tun? Es blieb ihm nichts anderes übrig: er mußte noch einmal versuchen, den Bruder aufzuklären.

„Geronimo,“ sagte er, „ich schwöre dir. . . bedenk doch, Geronimo, wie kannst du glauben, daß ich —“

Geronimo schwieg, seine toten Augen schienen durch das Fenster in den grauen Nebel hinauszublicken. Carlo redete weiter: „Nun, er braucht ja nicht wahnsinnig gewesen zu sein, er wird sich geirrt haben... ja, er hat sich geirrt...“ Aber er fühlte wohl, daß er selbst nicht glaubte, was er sagte.

Geronimo rückte ungeduldig fort. Aber Carlo redete weiter, mit plötzlicher Lebhaftigkeit: „Wozu sollte ich denn — du weißt doch, ich esse und trinke nicht mehr als du, und wenn ich mir einen neuen Rock kaufe, so weißt du's doch... wofür brauch' ich denn soviel Geld? Was soll ich denn damit tun?“

Da stieß Geronimo zwischen den Zähnen hervor: „Lüg nicht, ich höre, wie du lügst!“

„Ich lüge nicht, Geronimo, ich lüge nicht!“ sagte Carlo erschrocken.

„Oh! hast du ihr's schon gegeben, ja? Oder bekommt sie's erst nachher?“ schrie Geronimo.

„Maria?“

„Wer denn, als Maria? Oh, du Lügner, du

Dieb!“ Und als wollte er nicht mehr neben ihm am Tische sitzen, stieß er mit dem Ellbogen den Bruder in die Seite.

Carlo stand auf. Zuerst starrte er den Bruder an, dann verließ er das Zimmer und ging über die Stiege in den Hof. Er schaute mit weit offenen Augen auf die Straße hinaus, die vor ihm in bräunlichen Nebel versank. Der Regen hatte nachgelassen. Carlo steckte die Hände in die Hosentaschen und ging ins Freie. Es war ihm, als hätte ihn sein Bruder davongejagt. Was war denn nur geschehen? . . . Er konnte es noch immer nicht fassen. Was für ein Mensch mochte das gewesen sein? Einen Franken schenkt er her und sagt, es waren zwanzig! Er mußte doch irgend einen Grund dazu gehabt haben? . . . Und Carlo suchte in seiner Erinnerung, ob er sich nicht irgendwo jemanden zum Feind gemacht, der nun einen anderen hergeschickt hatte, um sich zu rächen. . . Aber soweit er zurückdenken mochte, nie hatte er jemanden beleidigt, nie irgendeinen ernstern Streit mit jemandem vor gehabt. Er hatte ja seit zwanzig Jahren nichts

anderes getan, als daß er in Höfen oder an Straßenrändern gestanden war mit dem Hut in der Hand... War ihm vielleicht einer wegen eines Frauenzimmers böse?... Aber wie lange hatte er schon mit keiner was zu tun gehabt... die Kellnerin in La Rosa war die letzte gewesen, im vorigen Frühjahr... aber um die war ihm gewiß niemand neidisch gewesen... Es war nicht zu begreifen!... Was mochte es da draußen in der Welt, die er nicht kannte, für Menschen geben?... Von überall her kamen sie... was wußte er von ihnen?... Für diesen Fremden hatte es wohl irgendeinen Sinn gehabt, daß er zu Geronimo sagte: Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben... Nun ja... Aber was war nun zu tun?... Mit einemmal war es offenbar geworden, daß Geronimo ihm mißtraute!... Das konnte er nicht ertragen! Irgendetwas mußte er dagegen unternehmen... Und er eilte zurück.

Als er wieder in die Wirtsstube trat, lag Geronimo auf der Bank ausgestreckt und schien das Eintreten Carlos nicht zu bemerken. Maria brachte

den beiden Essen und Trinken. Sie sprachen während der Mahlzeit kein Wort. Als Maria die Teller abräumte, lachte Geronimo plötzlich auf und sagte zu ihr: „Was wirfst du dir denn dafür kaufen?“

„Wofür denn?“

„Nun, was? Einen neuen Rock oder Ohrringe?“

„Was will er denn von mir?“ wandte sie sich an Carlo.

Indes dröhnte unten der Hof von lastenbeladenen Fuhrwerken, laute Stimmen tönten herauf und Maria eilte hinunter. Nach ein paar Minuten kamen drei Fuhrleute und nahmen an einem Tische Platz; der Wirt trat zu ihnen und begrüßte sie. Sie schimpften über das schlechte Wetter.

„Heute Nacht werdet ihr Schnee haben,“ sagte der eine.

Der zweite erzählte, wie er vor zehn Jahren Mitte August auf dem Joch eingeschneit und beinahe erfroren war. Maria setzte sich zu ihnen. Auch der Knecht kam herbei und erkundigte sich nach seinen Eltern, die unten in Bormio wohnten.

Jetzt kam wieder ein Wagen mit Reisenden.

Geronimo und Carlo gingen hinunter, Geronimo sang, Carlo hielt den Hut hin und die Reisenden gaben ihr Almosen. Geronimo schien jetzt ganz ruhig. Er fragte manchmal: „Wieviel?“ und nickte zu den Antworten Carlos leicht mit dem Kopfe. Indes versuchte Carlo selbst seine Gedanken zu fassen. Aber er hatte immer nur das dumpfe Gefühl, daß etwas Schreckliches geschehen und daß er ganz wehrlos war.

Als die Brüder wieder die Stufen hinaufschritten, hörten sie die Fuhrleute oben wirr durcheinander reden und lachen. Der Jüngste rief dem Geronimo entgegen: „Sing uns doch auch was vor, wir zahlen schon! — Nicht wahr?“ wandte er sich an die anderen.

Maria, die eben mit einer Flasche rotem Wein kam, sagte: „Fangt heut nichts mit ihm an, er ist schlechter Laune.“

Statt jeder Antwort stellte sich Geronimo mitten ins Zimmer hin und fing an zu singen. Als er geendet, klatschten die Fuhrleute in die Hände.

„Komm her, Carlo!“ rief einer, „wir wollen dir

unser Geld auch in den Hut werfen wie die Leute unten!“ Und er nahm eine kleine Münze und hielt die Hand hoch, als wollte er sie in den Hut fallen lassen, den ihm Carlo entgegenstreckte. Da griff der Blinde nach dem Arm des Fuhrmannes und sagte: „Lieber mir, lieber mir! Es könnte daneben fallen — daneben!“

„Wieso daneben?“

„Oh, nun! Zwischen die Beine Marias!“

Alle lachten, der Wirt und Maria auch, nur Carlo stand regungslos da. Nie hatte Geronimo solche Späße gemacht!...

„Setz dich zu uns!“ riefen die Fuhrleute. „Du bist ein lustiger Kerl!“ Und sie rückten zusammen, um Geronimo Platz zu machen. Immer lauter und wirrer war das Durcheinanderreden; Geronimo redete mit, lauter und lustiger als sonst, und hörte nicht auf zu trinken. Als Maria eben wieder hereinkam, wollte er sie an sich ziehen; da sagte der eine von den Fuhrleuten lachend: „Meinst du vielleicht, sie ist schön? Sie ist ja ein altes häßliches Weib!“

Aber der Blinde zog Maria auf seinen Schoß.

„Ihr seid alle Dummköpfe,“ sagte er. „Glaubt ihr, ich brauche meine Augen, um zu sehen? Ich weiß auch, wo Carlo jetzt ist — eh! — dort am Ofen steht er, hat die Hände in den Hosentaschen und lacht.“

Alle schauten auf Carlo, der mit offenem Munde am Ofen lehnte und nun wirklich das Gesicht zu einem Grinsen verzog, als dürste er seinen Bruder nicht Lügen strafen.

Der Knecht kam herein; wenn die Fuhrleute noch vor Dunkelheit in Bormio sein wollten, mußten sie sich beeilen. Sie standen auf und verabschiedeten sich lärmend. Die beiden Brüder waren wieder allein in der Wirtsstube. Es war die Stunde, um die sie sonst manchmal zu schlafen pflegten. Das ganze Wirtshaus versank in Ruhe wie immer um diese Zeit der ersten Nachmittagsstunden. Geronimo, den Kopf auf den Tisch, schien zu schlafen. Carlo ging anfangs hin und her, dann setzte er sich auf die Bank. Er war sehr müde. Es schien ihm, als wäre er in einem schweren Traum befangen. Er mußte an allerlei denken, an gestern, vorgestern

und alle Tage, die früher waren, und besonders an warme Sommertage und an weiße Landstraßen, über die er mit seinem Bruder zu wandern pflegte, und alles war so weit und unbegreiflich, als wenn es nie wieder so sein könnte.

Am späten Nachmittage kam die Post aus Tirol und bald darauf in kleinen Zwischenpausen Wagen, die den gleichen Weg nach dem Süden nahmen. Noch viermal mußten die Brüder in den Hof hinab. Als sie das leztmal herausgingen, war die Dämmerung hereingebrochen, und das Öllämpchen, das von der Holzdecke herunterhing, psauchte. Arbeiter kamen, die in einem nahen Steinbruche beschäftigt waren und ein paar hundert Schritte unterhalb des Wirtshauses ihre Holzhütten aufgeschlagen hatten. Geronimo setzte sich zu ihnen; Carlo blieb allein an seinem Tische. Es war ihm, als dauerte seine Einsamkeit schon sehr lange. Er hörte, wie Geronimo drüben laut, beinahe schreiend, von seiner Kindheit erzählte: daß er sich noch ganz gut an allerlei erinnerte, was er mit seinen Augen gesehen, Personen und Dinge: an den Vater, wie

er auf dem Felde arbeitete, an den kleinen Garten mit der Esche an der Mauer, an das niedrige Häuschen, das ihnen gehörte, an die zwei kleinen Töchter des Schusters, an den Weinberg hinter der Kirche, ja an sein eigenes Kinder Gesicht, wie es ihm aus dem Spiegel entgegengeblickt hatte. Wie oft hatte Carlo das alles gehört. Heute ertrug er es nicht. Es klang anders als sonst: jedes Wort, das Gerónimo sprach, bekam einen neuen Sinn und schien sich gegen ihn zu richten. Er schlich hinaus und ging wieder auf die Landstraße, die nun ganz im Dunkel lag. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war sehr kalt und der Gedanke erschien Carlo beinahe verlockend, weiterzugehen, immer weiter, tief in die Finsternis hinein, sich am Ende irgendwohin in den Straßengraben zu legen, einzuschlafen, nicht mehr zu erwachen. — Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens und erblickte den Lichtschimmer von zwei Laternen, die immer näher kamen. In dem Wagen, der vorüberfuhr, saßen zwei Herren. Einer von ihnen mit einem schmalen, bartlosen Gesichte fuhr erschrocken zusammen, als Carlos Gestalt im

Lichte der Laternen aus dem Dunkel hervortauchte. Carlo, der stehen geblieben war, lüftete den Hut. Der Wagen und die Lichter verschwanden. Carlo stand wieder in tiefer Finsternis. Plötzlich schrak er zusammen. Das erstemal in seinem Leben machte ihm das Dunkel Angst. Es war ihm, als könnte er es keine Minute länger ertragen. In einer sonderbaren Art vermengten sich in seinem dumpfen Sinnen die Schauer, die er für sich selbst empfand, mit einem quälenden Mitleid für den blinden Bruder und jagten ihn nach Hause.

Als er in die Wirtsstube trat, sah er die beiden Reisenden, die vorher an ihm vorbeigefahren waren, bei einer Flasche Rotwein an einem Tische sitzen und sehr angelegentlich miteinander reden. Sie blickten kaum auf, als er eintrat.

An dem anderen Tische saß Geronimo wie früher unter den Arbeitern.

„Wo steckst du denn, Carlo?“ sagte ihm der Wirt schon an der Thür. „Warum läßt du deinen Bruder allein?“

„Was gibt's denn?“ fragte Carlo erschrocken.

„Geronimo traktiert die Leute. Mir kann's ja egal sein, aber ihr solltet doch denken, daß bald wieder schlechtere Zeiten kommen.“

Carlo trat rasch zu dem Bruder und faßte ihn am Arme. „Komm!“ sagte er.

„Was willst du?“ schrie Geronimo.

„Komm zu Bett,“ sagte Carlo.

„Laß mich, laß mich! Ich verdiene das Geld, ich kann mit meinem Gelde tun, was ich will — eh! — alles kannst du ja doch nicht einstecken! Ihr meint wohl, er gibt mir alles! O nein! Ich bin ja ein blinder Mann! Aber es gibt Leute — es gibt gute Leute, die sagen mir: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben!‘“

Die Arbeiter lachten auf.

„Es ist genug,“ sagte Carlo, „komm!“ Und er zog den Bruder mit sich, schleppte ihn beinah die Treppe hinauf bis in den kahlen Bodenraum, wo sie ihr Lager hatten. Auf dem ganzen Wege schrie Geronimo: „Ja, nun ist es an den Tag gekommen, ja, nun weiß ich's! Ah, wartet nur! Wo ist sie? Wo ist Maria? Oder legst du's ihr in die Spar-

kassa? — Eh, ich singe für dich, ich spiele Gitarre, von mir lebst du — und du bist ein Dieb!“ Er fiel au den Strohsack hin.

Vom Gang her schimmerte ein schwaches Licht herein; drüben stand die Thür zu dem einzigen Fremdenzimmer des Wirtshauses offen und Maria richtete die Betten für die Nachtruhe her. Carlo stand vor seinem Bruder und sah ihn daliegen mit dem gedunsenen Gesicht, mit den bläulichen Lippen, das feuchte Haar an der Stirne klebend, um viele Jahre älter aussehend, als er war. Und langsam begann er zu verstehen. Nicht von heute konnte das Mißtrauen des Blinden sein, längst mußte es in ihm geschlummert haben, und nur der Anlaß, vielleicht der Mut hatte ihm gefehlt, es auszusprechen. Und alles, was Carlo für ihn getan, war vergeblich gewesen; vergeblich die Reue, vergeblich das Opfer seines ganzen Lebens. Was sollte er nun tun? — Sollte er noch weiterhin Tag für Tag, wer weiß wie lange noch, ihn durch die ewige Nacht führen, ihn betreuen, für ihn betteln und keinen anderen Lohn dafür haben als Mißtrauen und Schimpf?

Wenn ihn der Bruder für einen Dieb hielt, so konnte ihm ja jeder Fremde dasselbe oder Besseres leisten als er. Wahrhaftig, ihn allein lassen, sich für immer von ihm trennen, das wäre das Klügste. Dann mußte Geronimo wohl sein Unrecht einsehen, denn dann erst würde er erfahren, was es heißt, betrogen und bestohlen werden, einsam und elend sein. Und er selbst, was sollte er beginnen? Nun er war ja noch nicht alt; wenn er für sich allein war, konnte er noch mancherlei anfangen. Als Knecht zum mindesten fand er überall sein Unterkommen. Aber während diese Gedanken durch seinen Kopf zogen, blieben seine Augen immer auf den Bruder geheftet. Und er sah ihn plötzlich vor sich, allein am Rande einer sonnbeglänzten Straße auf einem Stein sitzen, mit den weit offenen, weißen Augen zum Himmel starrend, der ihn nicht blenden konnte, und mit den Händen in die Nacht greifend, die immer um ihn war. Und er fühlte, sowie der Blinde niemand anderen auf der Welt hatte als ihn, so hatte auch er niemand anderen als diesen Bruder. Er verstand, daß die Liebe zu diesem

Bruder der ganze Inhalt seines Lebens war, und wußte zum ersten Male mit völliger Deutlichkeit, nur der Glaube, daß der Blinde diese Liebe erwiderte und ihm verziehen, hatte ihn alles Elend so geduldig tragen lassen. Er konnte auf diese Hoffnung nicht mit einem Male verzichten. Er fühlte, daß er den Bruder gerade so notwendig brauchte, als der Bruder ihn. Er konnte nicht, er wollte ihn nicht verlassen. Er mußte entweder das Mißtrauen erdulden oder ein Mittel finden, um den Blinden von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu überzeugen. . . Ja, wenn er sich irgendwie das Goldstück verschaffen könnte! Wenn er dem Blinden morgen früh sagen könnte: „Ich habe es nur aufbewahrt, damit du's nicht mit den Arbeitern vertrinkst, damit es dir die Leute nicht stehlen“ . . . oder sonst irgend etwas. . .

Schritte näherten sich auf der Holztreppe; die Reisenden gingen zur Ruhe. Plötzlich durchzuckte seinen Kopf der Einfall, drüben anzuklopfen, den Fremden wahrheitsgetreu den heutigen Vorfall zu erzählen und sie um die zwanzig Franken zu bitten.

Aber er wußte auch gleich: das war vollkommen aussichtslos! Sie würden ihm die ganze Geschichte nicht einmal glauben. Und er erinnerte sich jetzt, wie erschrocken der eine, blasse, zusammengefahren war, als er, Carlo, plötzlich im Dunkel vor dem Wagen aufgetaucht war.

Er streckte sich auf den Strohsack hin. Es war ganz finster im Zimmer. Jetzt hörte er, wie die Arbeiter laut redend und mit schweren Schritten über die Holzstufen hinabgingen. Bald darauf wurden beide Tore geschlossen. Der Knecht ging noch einmal die Treppe auf und ab, dann war es ganz still. Carlo hörte nur mehr das Schnarchen Geronimos. Bald verwirrten sich seine Gedanken in beginnenden Träumen. Als er erwachte, war noch tiefe Dunkelheit um ihn. Er sah nach der Stelle, wo das Fenster war wenn, er die Augen anstrengte, gewährte er dort mitten in dem undurchdringlichen Schwarz ein tiefgraues Bierdeck. Geronimo schlief noch immer den schweren Schlaf des Betrunknen. Und Carlo dachte an den Tag, der morgen war; und ihn schauderte. Er dachte an

die Nacht nach diesem Tage, an den Tag nach dieser Nacht, an die Zukunft, die vor ihm lag, und Grauen erfüllte ihn vor der Einsamkeit, die ihm bevorstand. Warum war er abends nicht mutiger gewesen? Warum war er nicht zu den Fremden gegangen und hatte sie um die zwanzig Franken gebeten? Vielleicht hätten sie doch Erbarmen mit hm gehabt. Und doch — vielleicht war es gut, daß er sie nicht gebeten hatte. Ja, warum war es gut? . . . Er setzte sich jäh auf und fühlte sein Herz klopfen. Er wußte, warum es gut war: Wenn sie ihn abgewiesen hätten, so wäre er ihnen jedenfalls verdächtig geblieben — so aber. . . Er starrte auf den grauen Fleck, der matt zu leuchten begann. . . Das, was ihm gegen seinen eigenen Willen durch den Kopf gefahren, war ja unmöglich, vollkommen unmöglich! . . . Die Thür drüben war versperrt — und überdies: sie konnten aufwachen. . . Ja, dort — der graue leuchtende Fleck mitten im Dunkel war der neue Tag — — —

Carlo stand auf, als zöge es ihn dorthin, und berührte mit der Stirn die kalte Scheibe. Warum

war er denn aufgestanden? Um zu überlegen?... Um es zu versuchen?... Was denn?... Es war ja unmöglich — und überdies war es ein Verbrechen. Ein Verbrechen? Was bedeuten zwanzig Franken für solche Leute, die zum Vergnügen tausend Meilen weit reisen? Sie würden ja gar nicht merken, daß sie ihnen fehlten... Er ging zur Türe und öffnete sie leise. Gegenüber war die andere, mit zwei Schritten zu erreichen, geschlossen. An einem Nagel im Pfosten hingen Kleidungsstücke. Carlo fuhr mit der Hand über sie... Ja, wenn die Leute ihre Börsen in der Tasche ließen, dann wäre das Leben sehr einfach, dann brauchte bald niemand mehr betteln zu gehen... Aber die Taschen waren leer. Nun, was blieb übrig? Wieder zurück ins Zimmer, auf den Strohsack. Es gab vielleicht doch eine be-  
Art, sich zwanzig Franken zu verschaffen — eine weniger gefährliche und rechtlichere. Wenn er wirklich jedesmal einige Zentesimi von den Almosen zurückbehielt, bis er zwanzig Franken zusammengespart, und dann das Goldstück kaufte... Aber wie lang konnte das dauern — Monate, vielleicht

ein Jahr. Ah, wenn er nur Mut hätte! Noch immer stand er auf dem Gang. Er blickte zur Thür hinüber. . . Was war das für ein Streif, der senkrecht von oben auf den Fußboden fiel? War es möglich? Die Thür war nur angelehnt, nicht versperrt? . . . Warum staunte er denn darüber? Seit Monaten schon schloß die Thür nicht. Wozu auch? Er erinnerte sich: nur dreimal hatten hier in diesem Sommer Leute geschlafen, zweimal Handwerksburschen und einmal ein Tourist, der sich den Fuß verletzt hatte. Die Thür schließt nicht — er braucht jetzt nur Mut — ja, und Glück! Mut? Das Schlimmste, was ihm geschehen kann, ist, daß die beiden aufwachen, und da kann er noch immer eine Ausrede finden. Er lugt durch den Spalt ins Zimmer. Es ist noch so dunkel, daß er eben nur die Umrisse von zwei auf den Betten lagernden Gestalten gewahren kann. Er horcht auf: sie atmen ruhig und gleichmäßig. Carlo öffnet die Thür leicht und tritt mit seinen nackten Füßen völlig geräuschlos ins Zimmer. Die beiden Betten stehen der Länge nach an der gleichen Wand dem Fenster

gegenüber. In der Mitte des Zimmers ist ein Tisch; Carlo schleicht bis hin. Er fährt mit der Hand über die Fläche und fühlt keinen Schlüsselbund, ein Federmesser, ein kleines Buch — weiter nichts. . . Nun natürlich! . . . Daß er nur daran denken konnte, sie würden ihr Geld auf den Tisch legen! Ah, nun kann er gleich wieder fort! . . . Und doch, vielleicht braucht es nur einen guten Griff und es ist geglückt. . . Und er nähert sich dem Bett neben der Tür; hier auf dem Sessel liegt etwas — er fühlt danach — es ist ein Revolver. . . Carlo zuckt zusammen. . . Ob er ihn nicht lieber gleich behalten sollte? Denn warum hat dieser Mensch den Revolver bereitlegen? Wenn er erwacht und ihn bemerkt. . . Doch nein, er würde ja sagen: Es ist drei Uhr, gnädiger Herr, aufstehn! . . . Und er läßt den Revolver liegen.

Und er schleicht tiefer ins Zimmer. Hier auf dem anderen Sessel unter den Wäschestücken. . . Himmel! das ist sie. . . das ist eine Börse — er hält sie in der Hand! . . . In diesem Moment hört er ein leises Krachen. Mit einer raschen Bewegung streckt er sich

der Länge nach zu Füßen des Bettes hin... Noch einmal dieses Krachen — ein schweres Aufatmen — ein Räuspfern — dann wieder Stille, tiefe Stille. Carlo bleibt auf dem Boden liegen, die Börse in der Hand, und wartet. Es rührt sich nichts mehr. Schon fällt der Dämmer blaß ins Zimmer herein. Carlo wagt nicht aufzustehen, sondern kriecht auf dem Boden vorwärts bis zur Thür, die weit genug offen steht, um ihn durchzulassen, kriecht weiter bis auf den Gang hinaus, und hier erst erhebt er sich langsam, mit einem tiefen Atemzug. Er öffnet die Börse; sie ist dreifach geteilt: links und rechts nur kleine Silberstücke. Nun öffnet Carlo den mittleren Teil, der durch einen Schieber nochmals verschlossen ist, und fühlt drei Zwanzigfrankstücke. Einen Augenblick denkt er daran, zwei davon zu nehmen, aber rasch weist er diese Versuchung von sich, nimmt nur ein Goldstück heraus und schließt die Börse zu. Dann kniet er nieder, blickt durch die Spalte in die Kammer, in der es wieder völlig still ist, und dann gibt er der Börse einen Stoß, so daß sie bis unter das zweite Bett gleitet. Wenn der Fremde

aufwacht, wird er glauben müssen, daß sie vom Sessel heruntergefallen ist. Carlo erhebt sich langsam. Da knarrt der Boden leise, und im gleichen Augenblick hört er eine Stimme von drinnen: „Was ist's? Was gibt's denn?“ Carlo macht rasch zwei Schritte rückwärts, mit verhaltenem Atem, und gleitet in seine eigene Kammer. Er ist in Sicherheit und lauscht... Noch einmal kracht drüben das Bett und dann ist alles still. Zwischen seinen Fingern hält er das Goldstück. Es ist gelungen — gelungen! Er hat die zwanzig Franken und er kann seinem Bruder sagen: „Siehst du nun, daß ich kein Dieb bin!“ Und sie werden sich noch heute auf die Wanderschaft machen — gegen den Süden zu, nach Bormio, dann weiter durchs Veltlin... dann nach Tirano... nach Cdole... nach Breno... an den See von Iseo wie voriges Jahr... Das wird durchaus nicht verdächtig sein, denn schon vorgestern hat er selbst zum Wirt gesagt: „In ein paar Tagen gehen wir hinunter.“

Immer lichter wird es, das ganze Zimmer liegt in grauem Dämmer da. Ah, wenn Geronimo nur

bald aufwachte! Es wandert sich so gut in der Frühe! Noch vor Sonnenaufgang werden sie fortgehen. Einen guten Morgen dem Wirt, dem Knecht und Maria auch, und dann fort, fort... Und erst wenn sie zwei Stunden weit sind, schon nahe dem Tale, wird er es Geronimo sagen.

Geronimo reckt und dehnt sich. Carlo ruft ihn an: „Geronimo!“

„Nun, was gibt's?“ Und er stützt sich mit beiden Händen und setzt sich auf.

„Geronimo, wir wollen aufstehen.“

„Warum?“ Und er richtet die toten Augen auf den Bruder. Carlo weiß, daß Geronimo sich jetzt des gestrigen Vorfalles besinnt, aber er weiß auch, daß er keine Silbe darüber reden wird, ehe er wieder betrunken ist.

„Es ist kalt, Geronimo, wir wollen fort. Es wird heuer nicht mehr besser; ich denke, wir gehen. Zu Mittag können wir in Boladore sein.“

Geronimo erhob sich. Die Geräusche des erwachenden Hauses wurden vernehmbar. Unten im Hof sprach der Wirt mit dem Knecht. Carlo stand auf

und begab sich hinunter. Er war immer früh wach und ging oft schon in der Dämmerung auf die Straße hinaus. Er trat zum Wirt hin und sagte: „Wir wollen Abschied nehmen.“

„Ah, geht ihr schon heut?“ fragte der Wirt.

„Ja. Es friert schon zu arg, wenn man jetzt im Hof steht, und der Wind zieht durch.“

„Nun, grüß mir den Baldetti, wenn du nach Bormio hinunterkommst, und er soll nicht vergessen, mir das Öl zu schicken.“

„Ja, ich will ihn grüßen. Im übrigen — das Nachtlager von heut.“ Er griff in den Sack.

„Laß sein, Carlo,“ sagte der Wirt. „Die zwanzig Zentestimi schenk' ich deinem Bruder; ich hab' ihm ja auch zugehört. Guten Morgen.“

„Dank,“ sagte Carlo. „Im übrigen, so eilig haben wir's nicht. Wir sehen dich noch, wenn du von den Hütten zurückkommst; Bormio bleibt am selben Fleck stehen, nicht wahr?“ Er lachte und ging die Holzstufen hinauf.

Geronimo stand mitten im Zimmer und sagte: „Nun, ich bin bereit zu gehen.“

„Gleich,“ sagte Carlo.

Aus einer alten Kommode, die in einem Winkel des Raumes stand, nahm er ihre wenigen Habseligkeiten und packte sie in ein Bündel. Dann sagte er: „Ein schöner Tag, aber sehr kalt.“

„Ich weiß,“ sagte Geronimo. Beide verließen die Kammer.

„Geh leise,“ sagte Carlo, „hier schlafen die zwei, die gestern Abend gekommen sind.“ Behutsam schritten sie hinunter. „Der Wirt läßt dich grüßen,“ sagte Carlo; „er hat uns die zwanzig Zentesimi für heut Nacht geschenkt. Nun ist er bei den Hütten draußen und kommt erst in zwei Stunden wieder. Wir werden ihn ja im nächsten Jahre wiedersehen.“

Geronimo antwortete nicht. Sie traten auf die Landstraße, die im Dämmerchein vor ihnen lag. Carlo ergriff den linken Arm seines Bruders und beide schritten schweigend talabwärts. Schon nach kurzer Wanderung waren sie an der Stelle, wo die Straße in langgezogenen Kehren weiterzulaufen beginnt. Nebel stiegen nach aufwärts, ihnen entgegen, und über ihnen die Höhen schienen von den

Wolken wie eingeschlungen. Und Carlo dachte: Nun will ich's ihm sagen.

Carlo sprach aber kein Wort, sondern nahm das Goldstück aus der Tasche und reichte es dem Bruder; dieser nahm es zwischen die Finger der rechten Hand, dann führte er es an die Wange und an die Stirn, endlich nickte er. „Ich hab's ja gewußt,“ sagte er.

„Nun ja,“ erwiderte Carlo und sah Geronimo befremdet an.

„Auch wenn der Fremde mir nichts gesagt hätte, ich hätte es doch gewußt.“

„Nun ja,“ sagte Carlo ratlos. „Aber du verstehst doch, warum ich da oben vor den anderen — ich habe gefürchtet, daß du das Ganze auf einmal — Und sieh, Geronimo, es wäre doch an der Zeit, hab' ich mir gedacht, daß du dir einen neuen Rock kaufst und ein Hemd und Schuhe auch, glaube ich; darum habe ich...“

Der Blinde schüttelte heftig den Kopf. „Wozu?“ Und er strich mit der einen Hand über seinen Rock. „Gut genug, warm genug; jetzt kommen wir nach dem Süden.“

Carlo begriff nicht, daß Geronimo sich gar nicht zu freuen schien, daß er sich nicht entschuldigte. Und er redete weiter: „Geronimo, war es denn nicht recht von mir? Warum freust du dich denn nicht? Nun haben wir es doch, nicht wahr? Nun haben wir es ganz. Wenn ich dir's oben gesagt hätte, wer weiß... O, es ist gut, daß ich dir's nicht gesagt habe — gewiß!“

Da schrie Geronimo: „Hör' auf zu lügen, Carlo, ich habe genug davon!“

Carlo blieb stehen und ließ den Arm des Bruders los. „Ich lüge nicht.“

„Ich weiß doch, daß du lügst!... Immer lügst du!... Schon hundertmal hast du gelogen!... Auch das hast du für dich behalten wollen, aber Angst hast du bekommen, das ist es!“

Carlo senkte den Kopf und antwortete nichts. Er faßte wieder den Arm des Blinden und ging mit ihm weiter. Es tat ihm weh, daß Geronimo so sprach; aber er war eigentlich erstaunt, daß er nicht trauriger war.

Die Nebel zerteilten sich. Nach langem Schweigen

sprach Geronimo: „Es wird warm.“ Er sagte es gleichgültig, selbstverständlich, wie er es schon hundertmal gesagt, und Carlo fühlte in diesem Augenblick: für Geronimo hatte sich nichts geändert. — Für Geronimo war er immer ein Dieb gewesen.

„Hast du schon Hunger?“ fragte er.

Geronimo nickte, zugleich nahm er ein Stück Käse und Brot aus der Rocktasche und aß davon. Und sie gingen weiter.

Die Post von Bormio begegnete ihnen; der Kutscher rief sie an: „Schon hinunter?“ Dann kamen noch andere Wagen, die alle aufwärts fuhren.

„Luft aus dem Tal,“ sagte Geronimo, und im gleichen Augenblick, nach einer raschen Wendung, lag das Beltlin zu ihren Füßen.

Wahrhaftig — nichts hat sich geändert, dachte Carlo... Nun hab' ich gar für ihn gestohlen — und auch das ist umsonst gewesen.

Die Rebel unter ihnen wurden immer dünner, der Glanz der Sonne riß Löcher hinein. Und Carlo dachte: „Vielleicht war es doch nicht klug, so rasch das Wirtshaus zu verlassen... Die Börse

liegt unter dem Bett, das ist jedenfalls verdächtig. . . ‘  
 Aber wie gleichgültig war das alles! Was konnte ihm noch Schlimmes geschehen? Sein Bruder, dem er das Licht der Augen zerstört, glaubte sich von ihm bestohlen und glaubte es schon jahrelang und wird es immer glauben — was konnte ihm noch Schlimmes geschehen?

Da unter ihnen lag das große weiße Hotel wie in Morgenglanz gebadet, und tiefer unten, wo das Tal sich zu weiten beginnt, lang hingestreckt, das Dorf. Schweigend gingen die beiden weiter, und immer lag Carlos Hand auf dem Arm des Blinden. Sie gingen an dem Park des Hotels vorüber, und Carlo sah auf der Terrasse Gäste in lichten Sommergewändern sitzen und frühstücken. „Wo willst du rasten?“ fragte Carlo.

„Nun, im ‚Adler‘, wie immer.“

Als sie bei dem kleinen Wirtshause am Ende des Dorfes angekommen waren, kehrten sie ein. Sie setzten sich in die Schenke und ließen sich Wein geben.

„Was macht ihr so früh bei uns?“ fragte der Wirt.

Carlo erschrak ein wenig bei dieser Frage. „Ist's denn so früh? Der zehnte oder elfte September — nicht?“

„Im vergangenen Jahr war es gewiß viel später, als ihr herunterkamt.“

„Es ist so kalt oben,“ sagte Carlo. „Heut Nacht haben wir gefroren. Ja richtig, ich soll dir bestellen, du möchtest nicht vergessen, das Öl hinaufzuschicken.“

Die Lust in der Schenke war dumpf und schwül. Eine sonderbare Unruhe befiel Carlo; er wollte gern wieder im Freien sein, auf der großen Straße, die nach Tirano, nach Udole, nach dem See von Iseo, überallhin, in die Ferne führt! Plötzlich stand er auf.

„Gehen wir schon?“ fragte Geronimo.

„Wir wollen doch heut Mittag in Boladore sein, im ‚Hirschen‘ halten die Wagen Mittagsrast; es ist ein guter Ort.“

Und sie gingen. Der Friseur Benozzi stand rauchend vor seinem Laden. „Guten Morgen,“ rief er. „Nun, wie sieht's da oben aus? Heut Nacht hat es wohl geschneit?“

„Ja, ja,“ sagte Carlo und beschleunigte seine Schritte.

Das Dorf lag hinter ihnen, weiß dehnte sich die Straße zwischen Wiesen und Weinbergen, dem rauschenden Fluß entlang. Der Himmel war blau und still. ‚Warum hab’ ich’s getan?‘ dachte Carlo. Er blickte den Blinden von der Seite an. ‚Sieht sein Gesicht denn anders aus als sonst? Immer hat er es geglaubt — immer bin ich allein gewesen — und immer hat er mich gehaßt.‘ Und ihm war, als schritte er unter einer schweren Last weiter, die er doch niemals von den Schultern werfen dürfte, und als könnte er die Nacht sehen, durch die Geronimo an seiner Seite schritt, während die Sonne leuchtend auf allen Wegen lag.

Und sie gingen weiter, gingen, gingen stundenlang. Von Zeit zu Zeit setzte sich Geronimo auf einen Meilenstein, oder sie lehnten beide an einem Brückengeländer, um zu rasten. Wieder kamen sie durch ein Dorf. Vor dem Wirtshause standen Wagen, Reisende waren ausgestiegen und gingen hin und her; aber die beiden Bettler blieben nicht.

Wieder hinaus auf die offene Straße. Die Sonne stieg immer höher; Mittag mußte nahe sein. Es war ein Tag wie tausend andere.

„Der Turm von Boladore,“ sagte Geronimo. Carlo blickte auf. Er wunderte sich, wie genau Geronimo die Entfernungen berechnen konnte: wirklich war der Turm von Boladore am Horizont erschienen. Noch von ziemlich weither kam ihnen jemand entgegen. Es schien Carlo, als sei er am Wege geseffen und plötzlich aufgestanden. Die Gestalt kam näher. Jetzt sah Carlo, daß es ein Gendarm war, wie er ihnen so oft auf der Landstraße begegnete. Trotzdem schrak Carlo leicht zusammen. Aber als der Mann näher kam, erkannte er ihn und war beruhigt. Es war Pietro Tenelli; erst im Mai waren die beiden Bettler im Wirtshaus des Raggazzi in Morignone mit ihm zusammen geseffen, und er hatte ihnen eine schauerliche Geschichte erzählt, wie er von einem Strolch einmal beinahe erdolcht worden war.

„Es ist einer stehen geblieben,“ sagte Geronimo.

„Tenelli, der Gendarm,“ sagte Carlo.

Nun waren sie an ihn herangekommen.

„Guten Morgen, Herr Tenelli,“ sagte Carlo und blieb vor ihm stehen.

„Es ist nun einmal so,“ sagte der Gendarm, „ich muß euch vorläufig beide auf den Posten nach Boladore führen.“

„Oh!“ rief der Blinde.

Carlo wurde blaß. „Wie ist das nur möglich?“ dachte er. „Aber es kann sich nicht darauf beziehen. Man kann es ja hier unten noch nicht wissen.“

„Es scheint ja euer Weg zu sein,“ sagte der Gendarm lachend, „es macht euch wohl nichts, wenn ihr mitgeht.“

„Warum redest du nichts, Carlo?“ fragte Geronimo.

„O ja, ich rede... Ich bitte, Herr Gendarm, wie ist es denn möglich... was sollen wir denn... oder vielmehr, was soll ich... wahrhaftig, ich weiß nicht...“

„Es ist nun einmal so. Vielleicht bist du auch unschuldig. Was weiß ich. Jedenfalls haben wir die telegraphische Anzeige ans Kommando bekommen, daß wir euch aufhalten sollen, weil ihr verdächtig

seid, dringend verdächtig, da oben den Leuten Geld gestohlen zu haben. Nun, es ist auch möglich, daß ihr unschuldig seid. Also vorwärts!“

„Warum sprichst du nichts, Carlo?“ fragte Geronimo.

„Ich rede — o ja, ich rede...“

„Nun geht endlich! Was hat es für einen Sinn, auf der Straße stehen zu bleiben! Die Sonne brennt. In einer Stunde sind wir an Ort und Stelle. Vorwärts!“

Carlo berührte den Arm Geronimos wie immer, und so gingen sie langsam weiter, der Gendarm hinter ihnen.

„Carlo, warum redest du nicht?“ fragte Geronimo wieder.

„Aber was willst du, Geronimo, was soll ich sagen? Es wird sich alles herausstellen; ich weiß selber nicht...“

Und es ging ihm durch den Kopf: „Soll ich's ihm erklären, eh wir vor Gericht stehen?... Es geht wohl nicht. Der Gendarm hört uns zu... Nun, was tut's. Vor Gericht werd' ich ja doch die Wahrheit sagen. „Herr Richter,“ werd' ich sagen,

„es ist doch kein Diebstahl wie ein anderer. Es war nämlich so:..." Und nun mühte er sich, die Worte zu finden, um vor Gericht die Sache klar und verständlich darzustellen. „Da fuhr gestern ein Herr über den Paß... es mag ein Irfsinniger gewesen sein — oder am End' hat er sich nur geirrt... und dieser Mann..."

Aber was für ein Unsinn! Wer wird es glauben? ... Man wird ihn gar nicht so lange reden lassen. — Niemand kann diese dumme Geschichte glauben... nicht einmal Geronimo glaubt sie... — Und er sah ihn von der Seite an. Der Kopf des Blinden bewegte sich nach alter Gewohnheit während des Gehens wie im Takte auf und ab, aber das Gesicht war regungslos, und die leeren Augen stierten in die Luft. — Und Carlo mußte plötzlich, was für Gedanken hinter dieser Stirne liefen... ‚So also stehen die Dinge,‘ mußte Geronimo wohl denken. — ‚Carlo bestiehlt nicht nur mich, auch die andern Leute bestiehlt er... Nun, er hat es gut, er hat Augen, die sehen, und er nützt sie aus...‘ — Ja, das denkt Geronimo, ganz gewiß... Und auch, daß

man kein Geld bei mir finden wird, kann mir nicht helfen, — nicht vor Gericht, nicht vor Geronimo. Sie werden mich einsperren und ihn... Ja, ihn gerade so wie mich, denn er hat ja das Geldstück. — Und er konnte nicht mehr weiter denken, er fühlte sich so sehr verwirrt. Es schien ihm, als verstünde er überhaupt nichts mehr von der ganzen Sache, und wußte nur eines: daß er sich gern auf ein Jahr in den Arrest setzen ließe... oder auf zehn, wenn nur Geronimo wüßte, daß er für ihn allein zum Dieb geworden war.

Und plötzlich blieb Geronimo stehen, so daß auch Carlo innehalten mußte.

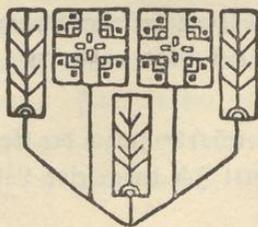
„Nun, was ist denn?“ sagte der Gendarm ärgerlich. „Vorwärts, vorwärts!“ Aber da sah er mit Bewunderung, daß der Blinde die Gitarre auf den Boden fallen ließ, seine Arme erhob und mit beiden Händen nach den Wangen des Bruders tastete. Dann näherte er seine Lippen dem Munde Carlos, der zuerst nicht wußte, wie ihm geschah, und küßte ihn.

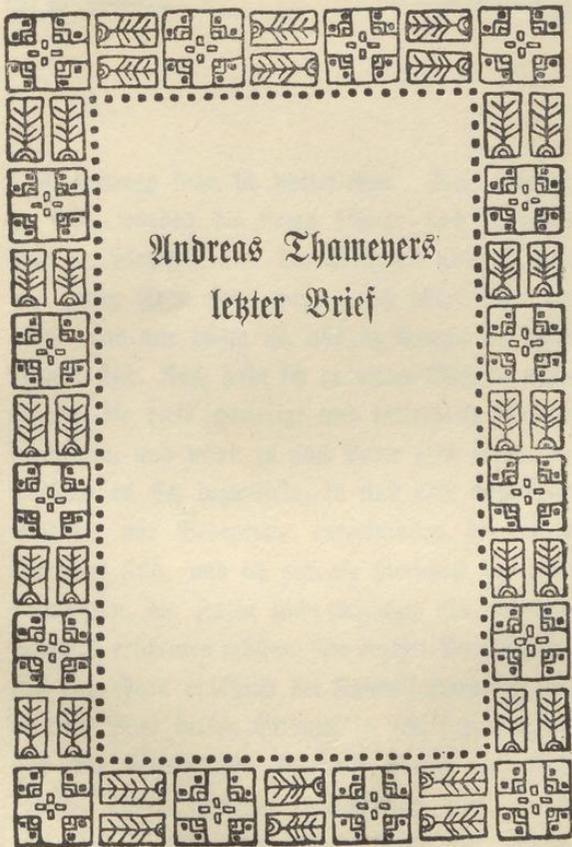
„Seid ihr verrückt?“ fragte der Gendarm. „Vorwärts! vorwärts! Ich habe keine Lust zu braten.“

Geronimo hob die Gitarre vom Boden auf, ohne ein Wort zu sprechen. Carlo atmete tief auf und legte die Hand wieder auf den Arm des Blinden. Und er lächelte mit einem sonderbaren Ausdruck des Glückes vor sich hin.

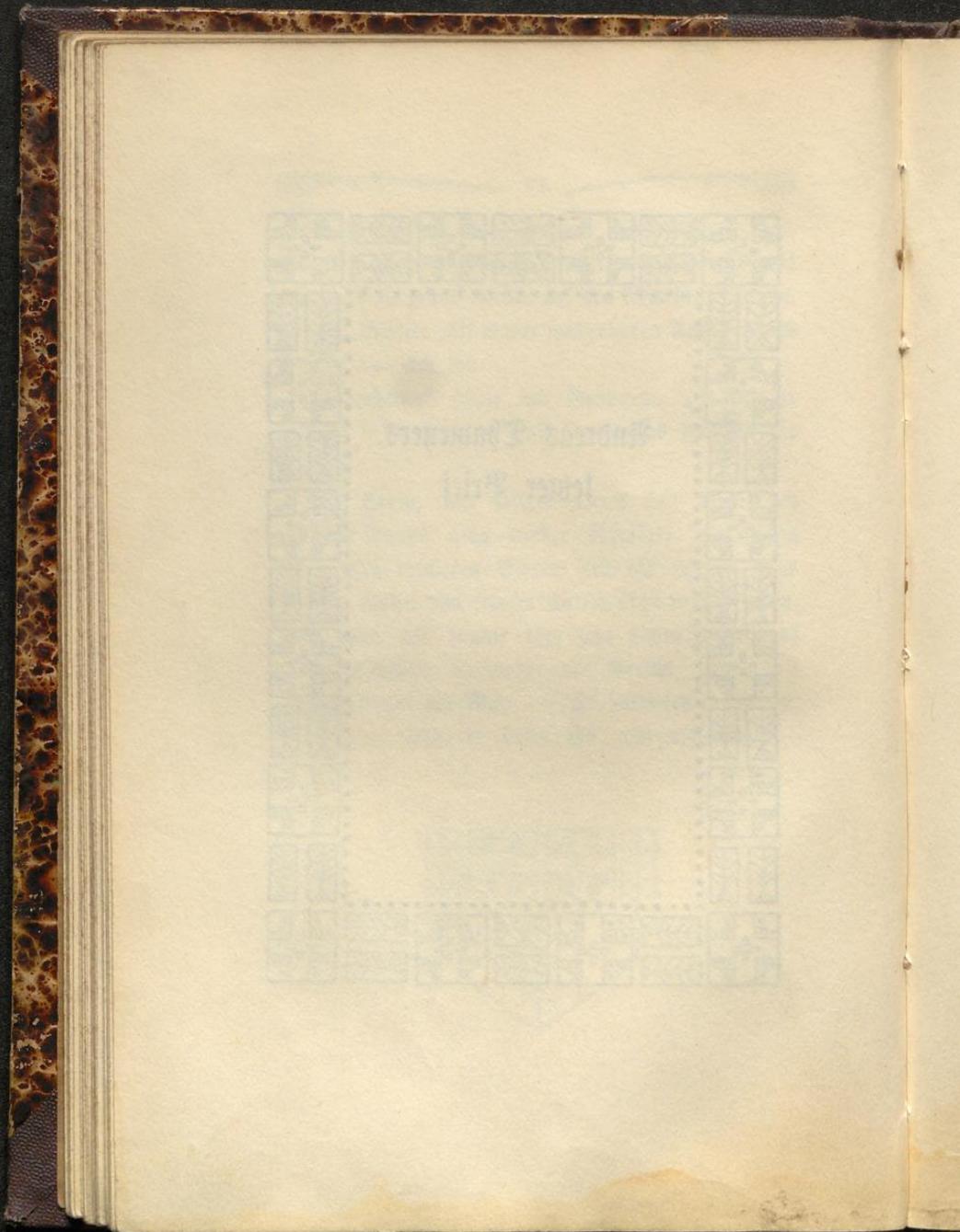
„Vorwärts!“ schrie der Gendarm. „Wollt ihr endlich —!“ Und er gab Carlo eins zwischen die Rippen.

Und Carlo, mit festem Druck den Arm des Blinden leitend, ging wieder vorwärts. Er schlug einen viel rascheren Schritt ein als früher. Das Lächeln wollte von seinem Antlitz nicht verschwinden. Ihm war, als könnte ihm jetzt nichts Schlimmes mehr geschehen, — weder vor Gericht, noch sonst irgendwo auf der Welt. — Er hatte seinen Bruder wieder... Nein, er hatte ihn zum erstenmal...





Andreas Thameyers  
letzter Brief



Keineswegs kann ich weiterleben. Denn solange ich lebe, würden die Leute höhnen, und niemand sähe die Wahrheit ein. Die Wahrheit aber ist, daß mir meine Frau treu war — ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist, und ich besiegte es durch meinen Tod. Auch habe ich in vielen Büchern nachgelesen, die diese schwierige und räthelhafte Materie behandeln, und wenn es auch Leute gibt, welche die Tatsache an sich bezweifeln, so sind doch anderseits Gelehrte von Bedeutung aufgestanden, die völlig überzeugt sind, und ich gedenke hier selbst Beispiele anzuführen, die jedem Unparteiischen als unwidersprechlich erscheinen müssen. So erzählt Malebranche, daß eine Frau anläßlich der Kanonisationsfeier des heiligen Pius dessen Bildnis so scharf betrachtete, daß der Knabe, den sie bald darauf zur Welt brachte, diesem Heiligen vollkommen glich; — ja sein Antlitz zeigte die müden Züge des Alters, seine Arme waren über die Brust gekreuzt, seine

Augen gen Himmel gerichtet, und zum Überfluß zeigte sich noch auf seiner Schulter in Gestalt eines Muttermales die herabhängende Mütze. Wem aber diese Erzählung trotz der Autorität des Zeugen, der ein Nachfolger des berühmten Philosophen Cartesius war, nicht genügend beglaubigt erscheint, dem wird vielleicht Martin Luther als Gewährsmann genügen. Luther nämlich — so ist in seinen Tischreden nachzulesen — hat in Wittenberg einen Bürger mit einem Totenkopf gekannt, und es war erwiesen, daß die Mutter dieses bedauernswerten Mannes während ihrer Schwangerschaft durch den Anblick eines Leichnams aufs heftigste erschreckt worden war. Die Geschichte aber, die mir am wichtigsten erscheint und an der zu zweifeln kein vernünftiger Anlaß vorliegt, wird von Heliodor in den „*Libri aethiopicorum*“ berichtet. Diesem geschätzten Autor nach hat die Königin Persina nach zehnjähriger kinderloser Ehe ihrem Gatten, dem Athioperkönig Hydaspes, eine weiße Tochter geboren, die sie aus Angst vor dem voraussichtlichen Zorn ihres Gemahls gleich nach der Geburt aussetzen ließ. Doch gab sie ihr

einen Gürtel mit, auf dem der wahre Grund des verhängnisvollen Zufalls angegeben war: im Garten des königlichen Palastes, wo die Königin die Umarmungen ihres schwarzen Ehegemahls empfing, waren herrliche Marmorstatuen griechischer Götter und Göttinnen aufgestellt gewesen, auf die Persina ihre entzückten Blicke gerichtet hatte. Aber noch weiter geht die Macht des Geistes, und nicht nur Abergläubische oder Ungebildete huldigen dieser Anschauung, wie die folgende Geschichte beweist, die sich im Jahre 1637 in Frankreich zutrug. Dortselbst gebar ein Weib nach vierjähriger Abwesenheit ihres Gatten einen Knaben und schwor, daß sie in der entsprechenden Zeit vorher mit der vollkommensten Lebhaftigkeit von der inbrünstigen Umarmung ihres Gatten geträumt hatte. Die Ärzte und Wehefrauen von Montpellier erklärten eidlich die Tatsache für möglich, und der Gerichtshof von Havre sprach dem Kinde alle Rechte der legitimen Geburt zu. Des ferneren finde ich in Hamburgs „Rätselhafte Vorgänge der Natur“, Seite 74, die Geschichte von einer Frau, die ein Kind mit einem

Löwentopf zur Welt brachte, nachdem sie im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft mit ihrem Gatten und ihrer Mutter der Produktion eines Löwenbändigers beigewohnt hatte. Ich habe ferner eine Geschichte gelesen — sie ist zu finden in Limböcks „über das Versehen der Frauen“, Basel 1846, Seite 19 — daß ein Kind mit einem großen Brandmal auf der Wange geboren wurde, weil die Mutter einige Wochen vor der Geburt das Haus gegenüber in Flammen hatte aufgehen sehen. In diesem Buch stehen noch andere, höchst verwunderliche Dinge. Während ich dieses schreibe, liegt es vor mir auf dem Tisch, eben habe ich wieder darin geblättert, und es sind beglaubigte, wissenschaftlich feststehende Tatsachen, die darin erzählt werden, und ebenso beglaubigt ist die Tatsache, die ich selbst erlebt habe, oder vielmehr mein gutes Weib, das mir treu gewesen ist, so wahr ich in diesem Augenblick noch lebe! Wirst du mir verzeihen, liebe Gattin, daß ich nun sterben gehe? Siehe, du mußt es tun. Es ist ja nur aus Liebe zu dir, daß ich sterbe, denn ich kann es nicht ertragen, daß die

Leute höhnen, daß sie dich verlachen und mich! Nun werden sie wohl aufhören zu lachen, nun werden sie es verstehen, wie ich es verstehe. Ihr, die ihr mich, die ihr diesen Brief finden werdet, wisset, daß sie, während ich dieses schreibe, in dem Zimmer nebenan schläft, ruhig schläft, wie man nur mit einem guten Gewissen schlafen kann; und ihr Kind — unser Kind, das nun vierzehn Tage alt ist, liegt in der Wiege neben dem Bett und schläft gleichfalls. Und bevor ich das Haus verlasse, werde ich hineingehen und werde meine Frau und mein Kind auf die Stirne küssen, ohne sie aufzuwecken. Ich schreibe das alles so genau, damit man nicht etwa meint, ich sei wahnsinnig... nein, es ist wohlüberlegt, und ich bin vollkommen ruhig. Sobald ich diesen Brief beendet habe, gehe ich fort, in tiefer Nacht, durch die leeren Straßen, immer weiter, den Weg, den ich so oft mit meiner Frau gegangen bin im ersten Jahre unserer Ehe, nach Dornbach — und immer weiter, bis in den Wald. Ja, es ist alles wohl überlegt, und ich bin im Vollbesitze meiner Sinne. Und so verhält sich die Sache. Ich

heiße Andreas Thameyer, bin Beamter in der österreichischen Sparkassa, vierunddreißig Jahre alt, wohnhaft Hernalser Hauptstraße Nr. 64, verheiratet seit vier Jahren. Ich habe meine Frau sieben Jahre gekannt, ehe sie meine Gattin wurde, und sie hat zwei Bewerber ausgeschlagen, weil sie mich liebte und auf mich wartete: einen Kommissär mit 1800 Gulden Gehalt, und einen sehr schönen jungen Kandidaten der Medizin aus Triest, der als Zimmerherr bei ihren Eltern wohnte, man merke auf! — ausgeschlagen um meinetwillen, obzwar ich weder schön, noch reich war, und obwohl sich unsere Heirat von Jahr zu Jahr verzögerte. Und nun wollen die Leute behaupten, daß diese Frau mich betrogen hat, die sieben Jahre auf mich geduldig wartete! Die Menschen sind dumm und armselig, sie können, wie ich mich ausdrücken möchte, in unser Inneres nicht hineinblicken, sie sind schadenfroh und höchst gemein! Aber nun werden sie alle verstummen. . . ja nun werden sie alle sagen: wir haben unrecht getan, wir sehen es ein, deine Frau ist dir treu gewesen, und es war gar nicht not-

wendig, daß du dich umbringst... Aber ich sage euch: es ist notwendig! Denn solange ich am Leben bliebe, würdet ihr weiter höhnen, ihr alle. Nur einer ist edel und gut: das ist der alte Doktor Walter Brauner... Ja, er hat es mir gleich gesagt; bevor er mich hineinführte, sagte er mir: „Mein lieber Thameyer, erschrecken Sie nicht und regen Sie sich und Ihre Frau nicht auf. Solche Dinge sind schon öfters dagewesen. Ich werde Ihnen morgen das Buch von Limböck bringen und andere über das Versehen der Schwangeren.“ — Diese Bücher liegen vor mir — jawohl! und ich richte die höfliche Bitte an meine Angehörigen, daß diesem vortrefflichen Mann, dem Dr. Brauner, seine Bücher mit ergebenstem Danke zurückgestellt werden. Weiter habe ich keine Verfügungen zu treffen. Mein Testament ist längst gemacht, ich habe keinen Grund, es abzuändern, denn meine Frau ist mir treu gewesen, und das Kind, das sie mir geboren hat, ist mein Kind. Und daß es eine so eigentümliche Hautfarbe hat, werde ich nunmehr auf die einfachste Weise erklären. Nur Böswilligkeit

und Unbildung kann sich dieser Erklärung verschließen, und ich wage zu behaupten, wenn wir unter Menschen lebten, die nicht boshaft und albern wären, könnte ich am Leben bleiben, denn jeder sähe es ein. So aber will es niemand einsehen, und sie lächeln und lachen. Sogar Herr Gustav Kengelhofer, der Onkel meiner Frau, dem ich stets die größte Achtung erwiesen, hat in einer mich sehr verletzenden Weise mit den Augen gezinkert, als er mein Kind zum erstenmal sah, und meine eigene Mutter — sie hat mir die Hand gedrückt, in einer höchst sonderbaren Art, als bedürfte ich ihrer Theilnahme. Und meine Kollegen im Bureau haben miteinander geflüstert, als ich gestern eintrat, und der Hausmeister, dessen Kindern ich zu Weihnachten meine alte verdorbene Uhr geschenkt habe — immerhin, als Spielzeug tut solch ein Uhrgehäuse seine Dienste. . . der Hausmeister hat sich das Lachen verbissen, als ich gestern an ihm vorbeiging, und unsere Köchin macht ein Gesicht, so lustig, als wenn sie betrunken wäre, und der Spezereihändler an der Ecke hat mir nachgeschaut,

schon drei- oder viermal... neulich ist er an der Türe stehen geblieben und sagte zu einer alten Dame: das ist er. Und ein Beweis für die schleunige Verbreitung der unsinnigsten Gerüchte: — es gibt Leute, die ich gar nicht kenne und die es wissen, ich weiß nicht, woher. Als ich vorgestern im Stellwagen nach Hause fuhr, hörte ich drei alte Weiber drin über mich sprechen, ich hörte meinen Vornamen ganz genau; ich stand auf der Plattform. Daher frage ich laut: (ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich, obwohl dies schriftliche Aufzeichnungen sind) — ich frage mit vernehmlicher Stimme: Was soll ich tun? Was bleibt mir übrig? Ich kann es nicht jedem sagen: Leset Hamburgs „Wunder der Natur“ und Vimbücks vorzügliches Werk „über das Versehen der Schwangeren“. Ich kann nicht vor ihnen niederknien und sie anflehen: „Seid nicht so grausam... seht es doch ein... meine Frau ist mir immer treu gewesen!“ Sie hat sich versehen, als sie im August mit ihrer Schwester unten im Tiergarten war, wo diese fremden Leute ihr Lager hatten, diese unheimlichen Schwarzen. Ich

kann es beschwören, daß sie sich versehen hat, denn die Geschichte trug sich folgendermaßen zu: Ich war an jenem Tag — und schon ein paar Tage vorher — bei meinen Eltern auf dem Lande gewesen — mein Vater war nämlich krank, sehr krank. . . Man ermesse es daraus, daß er tatsächlich wenige Wochen darauf verstorben ist. — Aber dies gehört nicht her. — Nun, Anna war allein. Und als ich zurückkam, fand ich meine Frau zu Bett liegen — ja wohl, vor Aufregung, vor Sehnsucht. . . was weiß ich! lag sie danieder. — Und ich war doch nur drei Tage fort gewesen. So sehr liebte mich meine Frau. Und ich mußte mich gleich an ihr Bett setzen und mir erzählen lassen, wie sie die drei Tage verbracht hatte. Und ohne daß ich sie erst fragte, erzählte sie alles. Ich notiere es hier mit der in diesem Falle erforderlichen Genauigkeit. Montag war sie den ganzen Vormittag zu Hause gewesen, Nachmittag aber ging sie mit Friki — so nennen wir ihre ledige Schwester, ihr Taufname ist Friederike — mit Friki in die innere Stadt, Einkäufe besorgen. Friki ist verlobt mit einem sehr

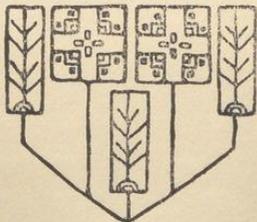
braven jungen Mann, der nun eine Stellung in Deutschland hat, und zwar in Bremen in einem großen Handlungshaus, und Friki soll ihm bald nachkommen, um seine Frau zu werden... Doch auch dies ist nebensächlich. Ich weiß es sehr wohl. Dienstag verbrachte meine Frau den ganzen Tag zu Hause, denn es regnete. — Auch auf dem Lande, bei meinen Eltern, regnete es an diesem Tage, wie ich mich genau erinnern kann. Dann kam der Mittwoch. An diesem Tag gingen meine Frau und Friki gegen Abend in den Tiergarten, wo Neger ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hier füge ich bei, daß ich selbst diese Leute später gesehen habe, im September nämlich, und zwar ging ich mit Rudolf Bittner hinunter, mit ihm und seiner Frau, an einem Sonntagsabend; Anna wollte durchaus nicht mit, ein solches Grauen war ihr zurückgeblieben seit jenem Mittwoch. Sie sagte mir, niemals in ihrem Leben habe sie ein solches Grauen empfunden als an jenem Abend, da sie allein bei den Negern war... Allein, denn Friki hatte sich plötzlich verloren... Es ist mir nicht möglich, diese Tatsache zu

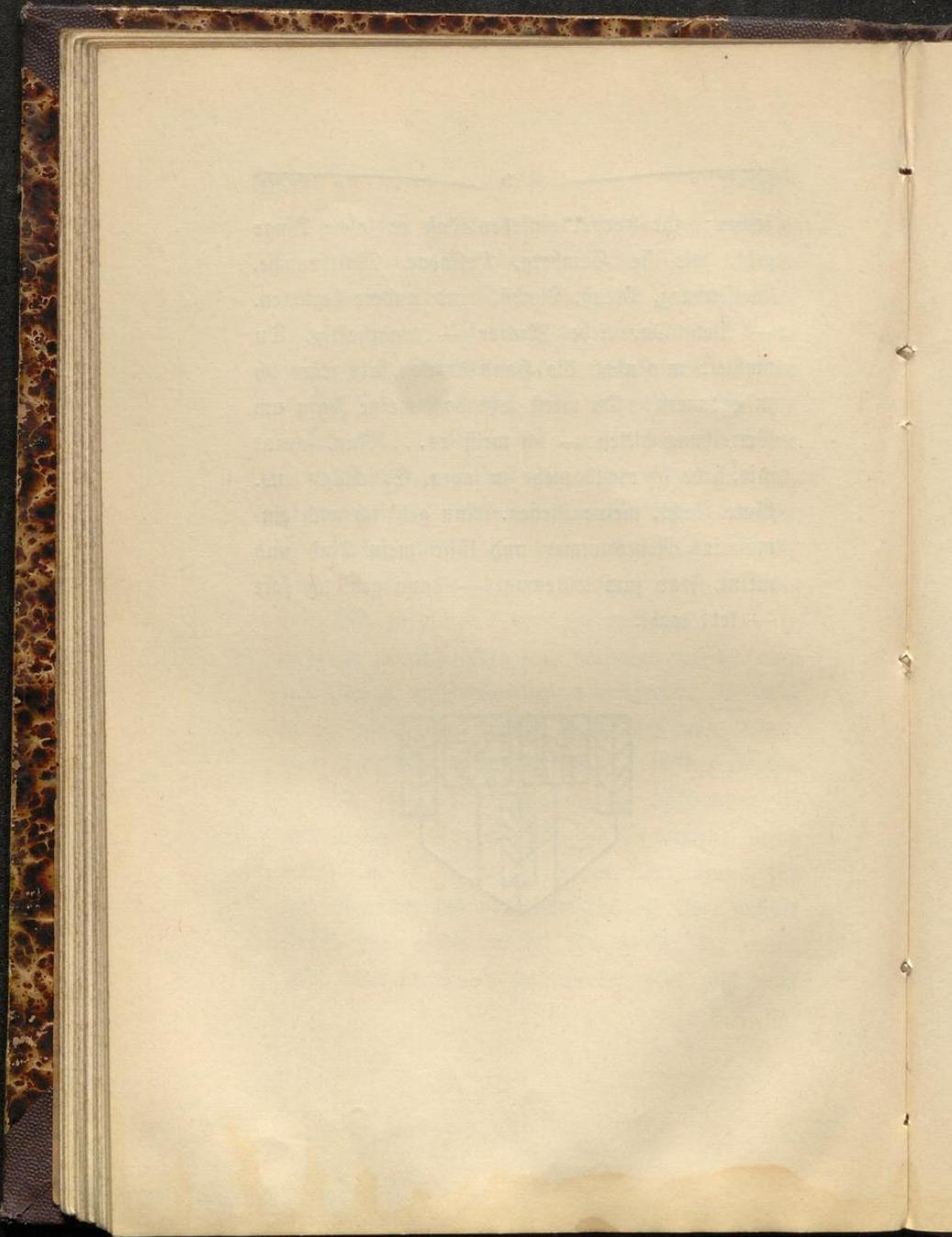
verschweigen. Nun, ich will gegen Frizi nichts sagen, da dieses mein letzter Brief ist. Aber hier scheint es mir am Platze, an Frizi die ernste Mahnung zu richten, ihren Bräutigam nicht zu kränken, da dieser als anständiger Mensch darüber sehr unglücklich wäre. Leider aber bleibt es eine Tatsache, daß an jenem Abend Herr... doch wozu soll ich hier einen Namen niederschreiben... kurz und gut, mit diesem Herrn, den ich sehr wohl kenne und der sich nicht des besten Rufes erfreut, obzwar er verheiratet ist, verlor sich Frizi an jenem Abend, und meine arme Frau war plötzlich allein. Es war ein nebeliger Abend, wie sie im Spätsommer zuweilen vorkommen; ich für meinen Teil gehe niemals abends ohne Überrock in den Prater... ich erinnere mich, daß da auf den Wiesen oft graue Dämpfe liegen, in denen sich die Lichter spiegeln... Nun, solch ein Abend war es an jenem Mittwoch, und Frizi war plötzlich fort, und meine Anna war allein — mit einem Male allein... wer begreift nicht, daß sie unter diesen Umständen ein ungeheures Grauen vor diesen Riesenmenschen mit

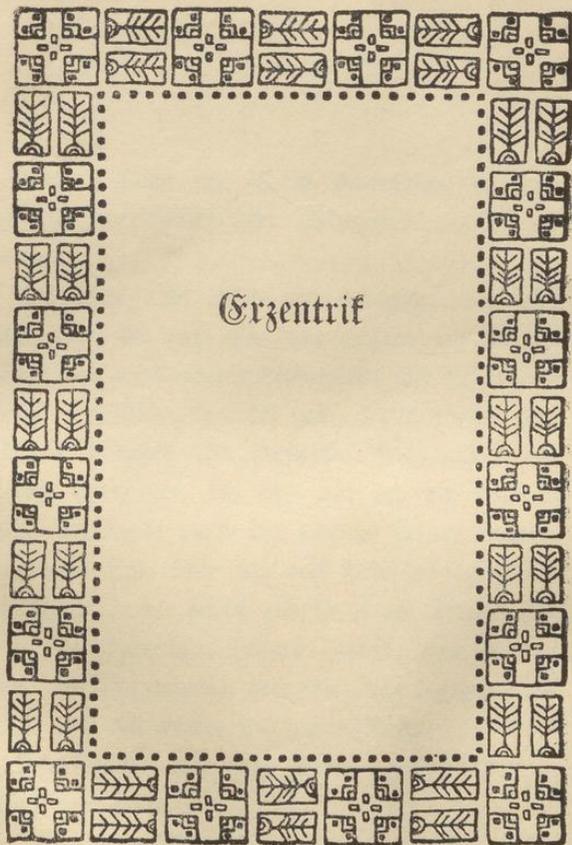
den glühenden Augen und den großen schwarzen Bärten empfinden mußte?.. Zwei Stunden lang wartete sie auf Friki und hoffte immer, daß sie wiederkommen würde, endlich wurden die Tore geschlossen, da mußte sie gehen. So war es. Dies alles erzählte mir Anna in der Früh, als ich an ihrem Bette saß, wie ich schon früher bemerkt habe... sie hatte die Arme um meinen Nacken geschlungen und zitterte, ihre Augen waren ganz trüb, ich selber bekam Angst, und dabei wußte ich an diesem Tag noch nicht, was ich später wußte, so wenig als sie. Denn hätte ich gewußt, daß sie bereits unser Kind unter dem Herzen trage, dann hätte ich nie und nimmer gestattet, daß sie mit Friki an einem nebeligen Abend in den Prater ginge und sich allerlei Gefahren aussetzte. Denn für eine Frau in solchem Zustand ist alles Gefahr... Freilich, wenn Friki sich nicht verloren hätte, so wäre meine Frau nie und nimmer in eine so entsetzliche Angst geraten; aber dies war eben das große Unglück, daß sie so allein war und um Friki zitterte... Nun ist ja alles vorüber und

ich werfe auf niemand einen Stein. Aber ich habe dies alles aufgeschrieben, denn ich finde es notwendig, daß diese Sache völlig klar gestellt werde. Würde ich das nicht tun, wer weiß, ob die Leute in ihrer Erbärmlichkeit nicht endlich noch sagten: er hat sich umgebracht, weil seine Frau ihn betrogen hat. . . Nein, ihr Leute, nochmals, meine Frau ist treu, und das Kind, das sie geboren hat, ist mein Kind! Und ich liebe sie beide bis zum letzten Augenblick. In den Tod treibt nur ihr mich, ihr alle, die ihr zu armselig oder zu boshaft seid zu glauben oder zu verstehen. Und je mehr ich zu euch reden und versuchen würde, euch den Vorfall wissenschaftlich zu erklären. . . ich weiß es ja, umsomehr würdet ihr höhnen und lachen, wenn auch nicht vor mir, so hinter meinem Rücken — oder ihr würdet gar sagen: „Thamever ist wahnsinnig.“ Nun ist euch das genommen, meine Verehrten, ich sterbe für meine Überzeugung, für die Wahrheit und vor allem für die Ehre meiner Frau; denn wenn ich tot bin, werdet ihr meine Frau nicht verhöhnen und werdet über mich nicht

lachen; ihr werdet einsehen, daß es solche Dinge gibt, wie sie Hamberg, Heliodor, Malebranche, Welsenburg, Preuß, Kimbök und andere berichten. — Auch Du, liebe Mutter — wahrhaftig, Du mußttest mir nicht die Hand drücken, als wäre ich zu bedauern! Du wirst jetzt doch meine Frau um Verzeihung bitten — ich weiß es. . . Nun, scheint mir, habe ich nichts mehr zu sagen. Es schlägt eins. Gute Nacht, meine Lieben. Nun geh' ich noch einmal ins Nebenzimmer und küsse mein Kind und meine Frau zum letztenmal — dann geh' ich fort — lebt wohl.







Erzentrif

This image shows a blank, aged page from a book. The paper is a light cream color with a slightly textured appearance. In the center of the page, there is a faint, ghostly grid pattern, likely a watermark or a very light print. The grid consists of approximately 10 columns and 10 rows of small squares. The page shows signs of wear, including a prominent water stain at the bottom edge and a decorative, dark brown border on the left side. The right edge of the page is bound with visible stitching.

Gestern Nacht sitz' ich im Kaffeehaus, da sagt plötzlich einer hinter mir: „Ah non — ça — nie wieder!“

Ich hätte nicht aufzusehen brauchen; das war August. Er war schön und elegant wie immer. Mit jener wunderbaren Leichtigkeit, um die ich ihn immer im stillen beneidet habe, nahm er an dem kleinen Tischchen mir gegenüber Platz, ohne den gelben Überzieher, der ihm nur um die Schulter hing, abzulegen, rückte den kleinen, steifen, runden, schwarzen Hut, über den noch mehr zu sagen sein wird, tief in die Stirn und rief einen Kellner herbei, der, über dem Billard liegend, eine Zeitung las. Es war nämlich halb drei Uhr morgens, im Mai, und wir waren die letzten Gäste.

Der Kellner kam rasch herbei. „Guten Abend, Herr von Witte.“

„Was guten Abend — nom d'un nom — wollen

Sie mich frozzeln? Bringen Sie mir lieber was zum Essen oder Trinken.“

„Bitte, Herr von Witte — einen kleinen Schwarzen — einen Kognak . . .?“

August sah den Kellner düster an. „Sie irren sich,“ sagte er, „bringen Sie mir zwei Sardinen, zwei weiche Eier in einem harten Glas, ein Schinkenbrot und eine Flasche Bier.“

Der Kellner verschwand. August nahm mir die Zeitung aus der Hand und schleuderte sie auf einen andern Tisch. „Ich bin nämlich da, verstehst du?“

„Man merkt es,“ erwiderte ich heiter. „Woher kommst du denn so spät?“

„Woher . . .?“ sagte August und sah mich mit einem wehmütig dämonischen Blicke an. „Ich würde an einen Menschen um 3 Uhr morgens, wenn er nicht zufällig im Frack ist, nie eine solche Frage stellen. Aber du bist und bleibst ein Rüppel, — jawohl,“ setzte er hinzu, indem er den armen Mitterwurzler nicht ohne Glück zu kopieren versuchte, „ein Rüppel, ein Rüppel!“

Ich erwiderte nichts, nahm eine Zeitung und las

eine Weile. Plötzlich strömte mir aus dem Blatt eine sonderbare Wärme entgegen, gleich darauf fing die Notiz über die neue Operette von Charles Weinberger zu glühen und zu verkohlen an, und das Ende einer frisch angezündeten Zigarette erschien im Mittelpunkt. Aber ich lächelte nur wenig; so verwöhnt hatte mich August in jahrelangem vertrauten Umgang durch ähnliche und noch viel bessere Scherze.

„Soll ich dir einen Rat geben?“ fragte er dann plötzlich.

„Ich bitte darum,“ antwortete ich höflich.

August sah mich an und sagte scharf und bestimmt: „Alles, mein Lieber, du verstehst mich, alles, nur keine Exzentrik-Sängerin!“

„Gewiß, gewiß,“ sagte ich.

„Alles,“ wiederholte August — „Blumenmädeln, alleinreisende Damen aus Rumänien, Flötenbläserinnen, Schornsteinfegersgattinnen, Tragöddinnen, les dernières des dernières . . . Alles, mein Lieber, nur keine Exzentrik!“

Ich nickte schlagfertig. Der Kellner brachte, was

August bestellt, und mein Freund begann zu essen und zu trinken. Aber schon nach dem ersten Schluck Bier sprach er weiter. „Gegenüber diesen Geschöpfen ist man nämlich wehrlos, und das ist das Entsetzliche. Ich will es dir erklären. Mit einem guten Freund, den man bei seiner Geliebten erwischt, kann man sich schlagen, einen oberflächlichen Bekannten kann man auf der Stelle niederschließen, und einen Fremden, wenn er nicht sehr chic ist, prügelt man einfach durch. Das sind lauter Fälle, in denen man weiß, wie man sich zu benehmen hat, weil man es mit normalen Menschen zu tun hat. Aber was habe ich erleben müssen von dem ersten Augenblick, da ich Mademoiselle Kitty de la Rosière geliebt habe, bis . . .“ er nahm seine Uhr aus der Westentasche, legte sie vor sich hin — „bis vor einer Stunde.“

„Gute Nacht!“ sagte ich und stand auf.

„Oh!“ rief August, „Kellner, sperren Sie die Türe zu!“

„Bitte sehr, bitte gleich,“ erwiderte der Kellner, der beinah so witzig war, wie August, eilte zur Türe und sperrte ab.

„Setz dich nieder, mein Lieber,“ sagte August, „ich werde dir eine Geschichte erzählen, daß du..“ (er nahm jetzt zum Scherz den Ton Lewinskys an und verdrehte die Augen), „daß du bis ins Mark der Knochen schauern wirst. Les amours de Monsieur Auguste Witte et de la très-jolie Kitty de la Rosière. — ,Heinrich, eine Virginia!“ Er lehnte sich in die Ecke, indem er den Ellbogen auf den Fensterpolster stützte; den kleinen, steifen, schwarzen, runden Hut, über den noch manches zu sagen sein wird, hatte er noch immer auf dem Kopf, den Überzieher noch immer über den Schultern und sah interessanter aus als je. Ich war sehr schläfrig, und nur die Hoffnung, daß mein Freund mir von einer Blamage erzählen würde, hielt mich noch aufrecht.

„Sie hat mich betrogen,“ begann er.

„Ah!“ sagte ich, angenehm berührt.

„Du wirst mich nicht für so geschmacklos halten daß ich dir das als etwas Besonderes erzählen sollte. Du kannst dir denken, daß ich darauf gesagt war: aber ich hatte anfangs die Hoffnung,

nicht darauf zu kommen. Darin hab' ich es nämlich zu einer wahren Virtuosität gebracht. Ich besuche meine Schönen" — (August hat manchmal solche Ausdrücke aus der alten Schule) — „nie zu einer ungewohnten Stunde, ich lese nie die Briefe, die ich zufällig auf dem Tische finde, ich entferne mich sofort aus jedem Lokal, falls ich ihren Namen am Nebentisch von einem Fremden nennen höre, und wenn ich trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln etwas erfahre, glaub' ich es einfach nicht. Aber alle diese Maßnahmen haben bei Kitty versagt. Erinnerst du dich an Little Pluck?"

„O freilich, dieses kleine Scheusal.“

„Kitty scheint das nicht gefunden zu haben. Ich muß vorausschicken, daß ich durch etwa vierzehn Tage mit ihr namenlos glücklich war. Jeden Abend nach der Vorstellung pflegte ich ihr meine Visite zu machen; um elf Uhr war ihr Auftreten, um eins das meine. Sie empfing mich jederzeit mit großer Herzlichkeit. Auch an jenem Abend war nichts anderes verabredet worden.“

„An welchem Abend?"

„Da Little Blut, das kleine Scheusal, zwei ein Viertel Fuß hoch, 18 oder 59 Jahre alt, debütiert hatte. Ich trete bei Kitty ein, wie immer Punkt eins, wen find' ich . . .? Little Blut — wie soll ich sagen? — zu ihren Füßen. Ich war sprachlos. Trotzdem ein Mißverständniß nahezu ausgeschlossen war, erwartete ich irgendein erlösendes Wort von ihr — zum Beispiel: ‚Du irrst dich. . .‘ Aber sie sprach es nicht aus. Sie sah mich mit sehr großen Augen an und sagte nur die unvergeßlichen Worte: ‚N'est-il pas drôle?‘ Im ersten Moment, so tief eingewurzelt sind unsere Instinkte, zuckte mir die Hand; aber wie ich Little Blut betrachtete, dieses vollkommen lächerliche Subjekt — viel lächerlicher in diesem Augenblick, als Worte ausdrücken können, schwand mein Zorn und ich sagte mir: ‚Du kannst einen Zwerg weder schlagen, noch kannst du dich mit ihm schießen.‘ Ich griff nur die Bemerkung Kittys auf, sagte: ‚Bien drôle! bien drôle!‘ nickte lächelnd und ging.“

„Also das ist dir heut passiert?“

„Heute? — Nein, das war vor zwei Monaten.“

Ich verzieh ihr. Und ein paar Wochen waren wir sehr glücklich.“

„Blieb Little Pluck im Engagement?“ fragte ich mit einem sardonischen Lächeln.

„Ich verstehe deine beleidigende Anspielung,“ erwiderte August. „Aber ich kann dir versichern, daß Little Pluck, trotzdem er einen ganzen Monat lang bei Konacher auftrat, nie wieder von Kitty empfangen wurde, wenn ich nicht dabei war. Und am Abend seines letzten Auftretens hab' ich Little Pluck sogar eine kleine fête gegeben bei Kitty und trotzdem er betrunken war, wie ein Schwein, benahm er sich höchst anständig, so daß ich Kitty gestattete, ihn zum Abschied zu küssen. Am nächsten Morgen reiste er nach Triest; wir haben ihn auf die Bahn begleitet, und Kitty weinte. Ich war im ganzen eher froh, daß er wegfuhr. — Aber das Programm bei Konacher wechselt, wie dir wohl bekannt ist.“

„Aha!“ sagte ich.

Der Ausdruck meines Gesichtes mochte in diesem Augenblick für August nicht sehr schmeichelhaft ge-

wesen sein, denn er warf mir, allerdings nur scherzweise, aber doch mit einem gewissen Arger, eine Semmel ins Gesicht. Während ich sie wieder in den Brotkorb legte, erzählte August weiter.

„Statt Little Bluck erschien im Programm eine Nummer, die berechtigtes Aufsehen machte. Die rührige Direktion — der Teufel soll sie holen — engagierte The two Darling, die beiden Riesen aus Tibet, das größte Brüderpaar, das je gesehen wurde.“

„Zwei!“ rief ich aus, ohne damit etwas Besonderes sagen zu wollen. Aber August mußte mich mißverstanden haben, denn er nannte mich einen Schurken. „Zimmerhin,“ setzte er hinzu, „ahnst du das Richtige. Am Abend, da The two Darling zum erstenmal aufgetreten waren, ging ich wie gewöhnlich zu Kitty. Was soll ich Dir viel erzählen? . . . Es war nur der eine von den beiden Riesen, aber es genügte mir.“

„Dir,“ sagte ich mit einem so zynischen Ausdruck, daß ich vor mir selbst erschrak. August starrte mich zuerst an, dann erhob er sich plötzlich und bewegte

die Lippen zu einem schauerlichen Fluch. Aber da er, wie man gewiß schon bemerkt hat, der besten Gesellschaft angehört, beherrschte er sich, setzte sich wieder und sprach mit einem gewissermaßen resignierten Ton weiter. „Kitty war gefaßt wie immer. Der Riese grinste mich an und schien anfangs in einer leichten Verlegenheit. Als er aber Kittys Ruhe bemerkte, gewann er der Sache sozusagen eine heitere Seite ab, lachte herzlich, was ungefähr klang wie ferner Donner, und sagte dann zu mir: ‚Good evening, Sir. I am very glad to see you. What can I do for you?‘ — Ich will nicht leugnen, daß ich anfangs nahe daran war, aufzubrausen, aber noch zu rechter Zeit fuhr mir durch den Kopf, welchen Produktionen ich vor kaum zwei Stunden bewundernd beigewohnt: jener Darling hatte sieben Männer zugleich in die Höhe gehoben, Eisenstangen mitten entzwei geschlagen und mit 3 Zentner schweren Kugeln Ball gespielt. Ich unterdrückte daher meinen Unwillen und sah Kitty mit einem Blick an, den sie wahrscheinlich nicht ganz richtig auffaßte. Denn statt sich zu entschuldigen, sagte sie mit ihrer unbeschreib-

lichen Ruhe: „Tu sais, mon chéri, je ne comprends pas un mot de ce, ce qu'il dit!“ — Du wirst zugeben, daß das selbst einem Geduldigeren als mir über den Spaß gegangen wäre. Mein Blut kochte, ich fühlte, daß diese Szene ein entsetzliches Ende nehmen mußte, und ich ging fort, ohne zu grüßen.“

„Flegel,“ sagte ich.

„Als ich am Tag darauf,“ setzte August fort, ohne meinen Vorwurf zu beachten, „Kitty meinen Besuch machte, empfing sie mich heiter wie immer. Ich war zu rücksichtsvoll, um die peinliche Szene von gestern zu berühren, und Kitty schien sich ihrer nicht mehr zu erinnern. Vielleicht bildete sie sich auch ein, daß sie geträumt hatte — was weiß ich! Sicher ist nur — die Weiber sind ja rätselhaft — daß sie mich an diesem Tage mehr liebte als je. Am selben Abend saß ich wieder in einer Loge bei Nonacher. The two Darling traten auf, und da sie einander so ähnlich sahen, daß sie unmöglich voneinander zu unterscheiden waren, so hatte ich keine Ahnung, welchen von beiden ich bei Kitty getroffen hatte. Ich glaube, auch Kitty hat es nie mit Be-

stimmtheit erfahren. Aber das ist egal. Sicher ist nur, daß ihr Verkehr mit den beiden Riesen von nun an ein wahrhaft harmloser und kameradschaftlicher blieb.“

„Wie!“ schrie ich so heftig, daß die Fensterscheiben klirrten.

August setzte unbeirrt fort: „Nie wieder habe ich einen allein bei Kitty getroffen. Sie pflegten vor der Vorstellung den See bei ihr zu nehmen, und auch ich wurde manchmal dazu geladen. Da die beiden Riesen kein Wort französisch und Kitty keine Silbe englisch verstand, war ich sozusagen der Dolmetsch.“

„Und wenn du nicht oben warst,“ fragte ich herzlich, „wie haben sie sich da verständigt?“

August betrachtete mich. „Wenn du auch dein kindliches Gesicht schneidest,“ entgegnete er mir würdig, „ich merke wohl, daß du mit dieser Frage Kitty zu verdächtigen suchst. Aber ich sage dir, es hat sich nach jenem Auftritt für mich nie wieder ein Grund ergeben, an Kitty zu zweifeln. Ich meine wenigstens in Hinsicht auf die Riesen. Es war eine Kapripze

gewesen — mein Gott, ich habe auch meine Kaprizen! Und wer weiß, wie ich mich einer Riesendame gegenüber verhalten würde. Ich versichere dir, The two Darling waren wie die Kinder; einmal kam ich dazu, wie die beiden Riesen mit Kitty Ball spielten. . . der eine Riese stand in der einen Ecke des Zimmers, der andere in der anderen. . . oder umgekehrt, ich habe die Kerls nie auseinander gekannt — und Kitty flog über den Teetisch hin und her.“ August lächelte etwas blödsinnig in der Erinnerung an die heitere Szene. Plötzlich verdüsterte sich aber sein Antlitz und er setzte fort: „Gestern war ihr letztes Auftreten. Heute früh um sechs haben wir die Riesen auf die Bahn begleitet, Kitty und ich. Es war ein unglaubliches Aufsehen am Perron, besonders wie The two Darling vom Coupéfenster aus mit zwei Leintüchern zum Abschied winkten. Ich führte Kitty im Fiaker nach Hause. Ich mußte sie trösten, und sie erwies sich so dankbar, daß ich erst zu Mittag ins Bureau kam. Wenn ich bedenke, daß das heute früh war. . . was hat sich seitdem alles verändert!“

„Unter anderm jedenfalls,“ bemerkte ich ahnungsvoll, „das Programm bei Konacher.“

August blickte mich an, wie ein verendendes Reh. „Was willst du,“ sagte er, „das Publikum muß Abwechslung haben.“

„Wer war es?“ fragte ich einfach.

„The Osmond Troup,“ erwiderte August errötend.

„Wieviel?“ fragte ich gepreßten Tons.

„Sieben!“ erwiderte August.

„Sieben!“ wiederholte ich, freudig bewegt.

„Daß das,“ antwortete er still. „Ich will dir nicht verhehlen, daß mich schon während der Vorstellung unangenehme Ahnungen beunruhigten. Die Osmonds sind Leute von einer unglaublichen Beweglichkeit, von sehr viel Wit und riesig musikalisch. Viel Neues haben sie nicht gebracht, aber es war alles viel virtuoser, als ich es je gesehen. Im allgemeinen sind's ja die bekannten Stückerln: sie treten mit einem Höllenlärm auf, schlagen Purzelbäume, hauen einander Baßgeigen um den Schädel, reißen Tischen die Füße aus und blasen den Tann-

häufermarsch darauf, setzen sich auf Samtfauteuils und es wird „Hab' ich nur deine Liebe, daraus, und so weiter. Als ich jetzt die Kerle durcheinander springen und ihre Tollheiten treiben sah, entwickelte sich in mir sozusagen à conto eine Eifersucht; (ich halte mich slavisch an die Ausdrucksweise meines Freundes, die nicht immer seinen Beruf vergessen ließ;) denn nach meinen bisherigen Erfahrungen mit Kitty konnt' ich nicht daran zweifeln, daß mir die heutige Nacht wieder etwas Peinliches bringen würde. Aber plötzlich kam mir ein Gedanke, der mir Trost, Friede, ja eine Art von Genugthuung brachte. Es waren nämlich lauter wohlgewachsene Leute, keine Zwerge, keine Riesen, es waren sozusagen Männer wie du und ich.“ Ich verbeugte mich dankend. „In diesem Falle war ich jeder Rücksicht enthoben. Ich konnte jeden von den sieben Kerlen totschlagen, ohne mich lächerlich zu machen. — Um Mitternacht war die Vorstellung aus. Von zwölf bis eins ging ich spazieren: während dieser Stunde erwachte eine neue Hoffnung in mir, daß diesmal ihre Thür versperret sein würde. Es

war eine trügerische Hoffnung; sie war nur angelehnt, hinter ihr hörte ich plaudern, lachen; ich trat ein, und wie du richtig vermutest: es war einer von den sieben.“

„Wahrscheinlich der Kapellmeister,“ sagte ich, eigentlich ziemlich gedankenlos.

„Wie soll ich das wissen!“ entgegnete August. „Bei Konacher waren doch die Leute alle geschminkt und in Kostümen, was ich von dem Menschen, den ich bei der Glenden traf, nicht behaupten kann. Es war, wie ich erwartet, ein hübscher junger Mann, wie ich.“ — Von mir sprach er nicht mehr. — „Kitty, die Unbegreifliche, schaute mich an und sagte mit einem lebenswürdigen Lächeln: ‚Si je ne compte pas mal, c’est la troisième fois.‘ — ‚Et la dernière, je t’assure,‘ sagte ich in einem Ton, den sie gewiß noch nie von einem Menschen gehört. Dann wandte ich mich zu dem Osmond, der gemüthlich seine Zigarette weiter rauchte, und — na, sagen wir: sitzen geblieben war, packte ihn beim Arm und sagte: ‚Sie sind ein Lump, mein Herr, und ich werde Sie züchtigen. Nicht vielleicht, weil

ich auf Weiber dieser Sorte eifersüchtig bin, sondern, weil es mich agaziert — ein gutes Wort in diesem Moment, wie? — Sie hier zu finden.' Dabei erhob ich meine Hand, um ihn ins Gesicht zu schlagen. In diesem Augenblick aber sah ich schon nichts mehr; es wurde mir im wahrsten Sinn des Wortes schwarz vor den Augen, denn das Osmond'siebel hatte mir mit einem kräftigen Faustschlag den Zylinder eingetrieben, und ich vernahm nur dieselben Worte, wie ich sie eine Stunde vorher auf der Bühne gehört, als er einem von den sechs andern eine Hacke in den Kopf geschlagen hatte, deutsche Worte in englischem Akzent: „Oh, mein guter Freund, du bist mir zu lustig!“ Als es mir endlich gelang, meinen Zylinder wieder in die Höhe zu bringen, wälzte sich Kitty, das süße Weib, in einem wahren Lachkrampf auf dem Boden, und der Clown saß, als wäre nichts geschehen, mit übereinander geschlagenen Beinen auf der Lehne des Divans und rauchte die Zigarette weiter. Ich aber fühlte: jetzt ist es zu Ende! Nichts mehr war in mir, keine Liebe, keine Eifersucht, kein Gram, kein

Stolz, kein Haß — ich sagte: „Gute Nacht, Kitty,“ kümmerte mich nicht um den andern, verließ das Zimmer, hing im Vorraum meinen zerteptschten Zylinder an den Nagel, setzte diesen schönen, neuen, schwarzen, steifen, runden Hut auf, der dem Clown gehörte, und bin nur noch rasch hieher geeilt, um dir den Rat zu geben, nie mit einer Exzentrik-Sängerin etwas anzufangen.“

„Mein lieber August,“ sagte ich, „du bist ungerecht. Meiner Ansicht nach hast du bei der ganzen Sache doch nur gewonnen. Ich will gar nicht von dem Hut sprechen, der dir glänzend steht, aber die Erfahrungen, die du gesammelt hast. Wie kommt sonst unsereins dazu, mit Zwergen und Riesen auf einem so vertrauten Fuß zu verkehren?“ (August schüttelte abwehrend den Kopf.) Ich beharrte: Und ich an deiner Stelle würde nicht versäumen, auch morgen deinen Tee bei Kitty zu nehmen, wo du gewiß die ganze Truppe kennen lernen wirst.“ August sah mich mißtrauisch an. „Nun ja,“ fuhr ich fort, „ich stelle mir das sehr amüßant vor. Wie die zwei Riesen mit ihr Ball

gespielt haben, so werden die Osmonds vielleicht auf ihr Flöte blasen.“

„Du bist ein Idiot,“ entgegnete August. So wenig vertrug er es, wenn ein anderer gute Witz machte.

Der Kellner kam. Wir zahlten und traten in einen herrlichen Frühlingsmorgen hinaus. „Mich freut nur,“ sagte August, „daß der Kerl über seinen Spaß nicht mehr lange lachen wird, wenn er im Wohnzimmer statt seines neuen Hutes . . .“

August schwieg plötzlich. Ich merkte, daß seine Züge erstarrten und seine Augen riesengroß wurden. Ich folgte seinem Blick und sah, daß uns ein junger Mann entgegenkam, der mit vollendeter Eleganz gekleidet war, nur der Zylinder, den er auf dem Kopf sitzen hatte, war vollkommen vernichtet. August blieb stehen und ließ den jungen Mann näherkommen. Dieser lüftete den Hut und sagte: ‚Good morning, Sir.‘

‚Good morning,‘ sagten wir beide und nahmen unsere Hüte ab, die wir natürlich gleich wieder aufsetzen wollten. Mir gelang es. Nicht so meinem

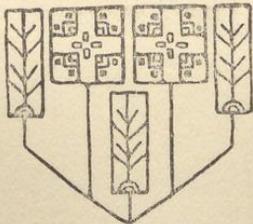
Freund August. Diesem nahm der fremde Herr den Hut einfach aus der Hand, setzte ihn auf und übergab August mit einem verbindlichen Lächeln den vernichteten Zylinder. Und sich zu mir wendend, als sei er ausschließlich mir eine Erklärung schuldig, bemerkte er: „Ich habe nämlich gewechselt diesen kleinen Hut vor einer kleinen Stunde bei einer kleinen Freundin. Good morning, Sir.“ Damit ging er.

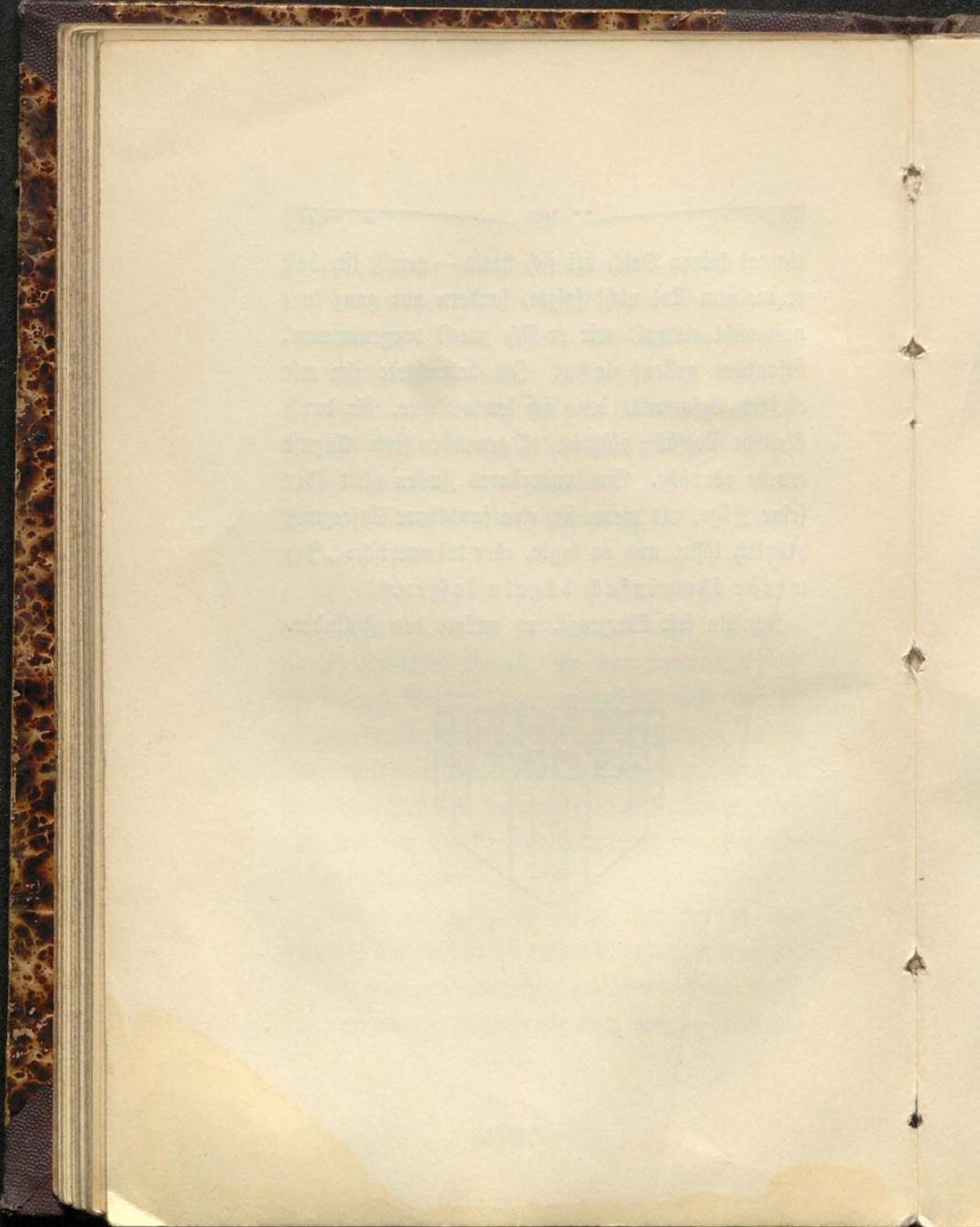
Ich würde lügen, wenn ich behauptete, jemals ein dümmeres Gesicht gesehen zu haben, als das meines Freundes August. Er war totenbleich und schien nach Worten, oder wenigstens nach Luft zu schnappen. Er wartete, bis der Gentleman sich in einer anständigen Entfernung befand, dann sagte er mit einer Art von finsterner Entschlossenheit: „Was soll man da tun? Erdolchen oder eine gellende Lache aufschlagen?“

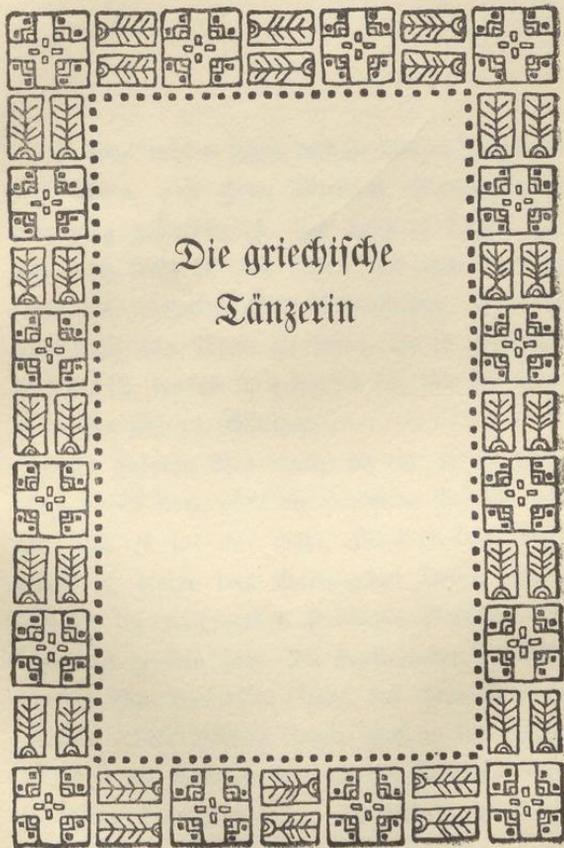
„Erdolchen,“ sagte ich rasch. Ich riet es ihm nicht aus Brutalität, sondern vielmehr aus Neugier, weil ich noch nie jemanden erdolchen gesehen habe. Ob nun August zu gutherzig war, oder ob er wieder

einmal keinen Dolch bei sich hatte — gewiß ist, daß er meinem Rat nicht folgte, sondern nur ganz kurz und nicht einmal, wie er sich zuerst vorgenommen, besonders gellend lachte. Ich betrachtete ihn mit einiger Besorgnis, denn ich kenne Leute, die durch ähnliche Vorfälle plötzlich toll geworden sind. August wurde es nicht. Ein sonderbares Zucken glitt über seine Züge, als wenn sich eine furchtbare Aufregung plötzlich löste, und er sagte, eher träumerisch: „Ich werde ihn einfach hügeln lassen.“

Ich bin fest überzeugt, er meinte den Zylinder.







Die griechische  
Tänzerin



Die Leute mögen sagen, was sie wollen, ich glaube nicht daran, daß Frau Mathilde Samodeski an Herzschlag gestorben ist. Ich weiß es besser. Ich gehe auch nicht in das Haus, aus dem man sie heute zur ersehnten Ruhe hinausträgt; ich habe keine Lust, den Mann zu sehen, der es ebensogut weiß als ich, warum sie gestorben ist; ihm die Hand zu drücken und zu schweigen.

Einen anderen Weg schlag' ich ein; er ist allerdings etwas weit, aber der Herbsttag ist schön und still, und es tut mir wohl, allein zu sein. Bald werde ich hinter dem Gartengitter stehen, hinter dem ich im vergangenen Frühjahr Mathilde zum letztenmal gesehen habe. Die Fensterladen der Villa werden alle geschlossen sein, auf dem Kiesweg werden rötliche Blätter liegen, und an irgendeiner Stelle werde ich wohl den weißen Marmor durch die Bäume schimmern sehen, aus dem die griechische Tänzerin jemeißelt ist.

An jenen Abend muß ich heute viel denken. Es kommt mir fast wie eine Fügung vor, daß ich mich damals noch im letzten Augenblick entschlossen hatte, die Einladung von Wartenheimers anzunehmen, da ich doch im Laufe der Jahre die Freude an allem geselligen Treiben so ganz verloren habe. Vielleicht war der laue Wind schuld, der abends von den Hügeln in die Stadt geweht kam und mich aufs Land hinauslockte. Überdies sollte es ja ein Gartenfest sein, mit dem die Wartenheimers ihre Villa einweihen wollten, und man brauchte keinerlei besonderen Zwang zu fürchten. Sonderbar ist es auch, daß ich im Hinausfahren kaum an die Möglichkeit dachte, Frau Mathilde draußen zu begegnen. Und dabei war mir doch bekannt daß Herr Wartenheimer die griechische Tänzerin von Samodeski für seine Villa gekauft hatte; — und daß Frau von Wartenheimer in den Bildhauer verliebt war, wie alle übrigen Frauen, das wußt' ich nicht minder. Aber selbst davon abgesehen, hätte ich wohl an Mathilde denken können, denn zur Zeit, da sie noch Mädchen war, hatte ich manche schöne

Stunde mit ihr verbracht. Insbesondere gab es einen Sommer am Genfersee vor sieben Jahren, gerade ein Jahr vor ihrer Verlobung, den ich nicht so leicht vergessen werde. Es scheint sogar, daß ich mir damals trotz meiner grauen Haare mancherlei eingebildet hatte, denn als sie im Jahre darauf Samodeskis Gattin wurde, empfand ich einige Enttäuschung und war vollkommen überzeugt — oder hoffte sogar —, daß sie mit ihm nicht glücklich werden könnte. Erst auf dem Fest, das Gregor Samodeski kurz nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise in seinem Atelier in der Fußhausgasse gab, wo alle Geladenen lächerlicher Weise in japanischen oder chinesischen Kostümen erscheinen mußten, habe ich Mathilde wiedergesehen. Ganz unbefangen begrüßte sie mich; ihr ganzes Wesen machte den Eindruck der Ruhe und Heiterkeit. Aber später, während sie im Gespräch mit anderen war, traf mich manchmal ein seltsamer Blick aus ihren Augen, und nach einiger Bemühung habe ich deutlich verstanden, was er zu bedeuten hatte. Er sagte: „Lieber Freund, Sie glauben, daß er mich um des Geldes willen

geheiratet hat; Sie glauben, daß er mich nicht liebt; Sie glauben, daß ich nicht glücklich bin — aber Sie irren sich... Sie irren sich ganz bestimmt. Sehen Sie doch, wie gut gelaunt ich bin, wie meine Augen leuchten.'

Ich bin ihr auch später noch einige Male begegnet, aber immer nur ganz flüchtig. Einmal auf einer Reise kreuzten sich unsere Züge; ich speiste mit ihr und ihrem Gatten in einem Bahnhofrestaurant, und er erzählte allerhand Wiße, die mich nicht sonderlich amüsierten. Auch im Theater sprach ich sie einmal, sie war mit ihrer Mutter dort, die eigentlich noch immer schöner ist als sie... der Teufel weiß, wo Herr Samodeski damals gewesen ist. Und im letzten Winter hab' ich sie im Prater gesehen; an einem klaren kalten Tage. Sie ging mit ihrem kleinen Mäderl unter den kahlen Kastanien über den Schnee. Der Wagen fuhr langsam nach. Ich befand mich auf der anderen Seite der Fahrbahn und ging nicht einmal hinüber. Wahrscheinlich war ich innerlich mit ganz anderen Dingen beschäftigt; auch interessierte mich Mathilde schließlich nicht mehr besonders.

So würde ich mir heute vielleicht gar keine weiteren Gedanken über sie und über ihren plötzlichen Tod machen, wenn nicht jenes letzte Wiedersehen bei Wartenheimers stattgefunden hätte. An diesen Abend erinnere ich mich heute mit einer merkwürdigen, geradezu peinlichen Deutlichkeit, etwa so wie an manchen Tag am Genfersee. Es war schon ziemlich dämmerig, als ich hinauskam. Die Gäste gingen in den Alleen spazieren, ich begrüßte den Hausherrn und einige Bekannte. Irgendwoher tönte die Musik einer kleinen Salonkapelle, die in einem Boskett versteckt war. Bald kam ich zu dem kleinen Teich, der im Halbkreis von hohen Bäumen umgeben ist; in der Mitte auf einem dunklen Postament, so daß sie über dem Wasser zu schweben schien, leuchtete die griechische Tänzerin; durch elektrische Flammen vom Hause her war sie übrigens etwas theatralisch beleuchtet. Ich erinnere mich an das Aussehen, das sie im Jahre vorher in der Sezeßion erregt hatte; ich muß gestehen, auch auf mich machte sie den Eindruck, obwohl mir Samodeski ausnehmend zuwider ist, und trotzdem ich die sonderbare Empfindung

habe, daß eigentlich nicht er es ist, der die schönen Sachen macht, die ihm zuweilen gelingen, sondern irgend etwas anderes in ihm, irgend etwas Unbegreifliches, Glühendes, Dämonisches meinethalben, das ganz bestimmt erlöschen wird, wenn er einmal aufhören wird, jung und geliebt zu sein. Ich glaube, es gibt mancherlei Künstler dieser Art, und dieser Umstand erfüllt mich seit jeher mit einer gewissen Genugthuung.

In der Nähe des Teiches begegnete ich Mathilden. Sie schritt am Arm eines jungen Mannes, der aussah wie ein Korpsstudent und sich mir als Verwandter des Hauses vorstellte. Wir spazierten zu dritt sehr vergnügt plaudernd im Garten hin und her, in dem jetzt überall Lichter aufgeflackert waren. Die Frau des Hauses mit Samodeski kam uns entgegen. Wir blieben alle eine Weile stehen, und zu meiner eigenen Verwunderung sagte ich dem Bildhauer einige höchst anerkennende Worte über die griechische Tänzerin. Ich war eigentlich ganz unschuldig daran; offenbar lag in der Luft eine friedliche, heitere Stimmung, wie das an solchen

Frühlingsabenden manchmal vorkommt: Leute, die einander sonst gleichgültig sind, begrüßen sich herzlich, andere, die schon eine gewisse Sympathie verbindet, fühlen sich zu allerlei Herzensergießungen angeregt. Als ich beispielsweise eine Weile später auf einer Bank saß und eine Zigarette rauchte, gesellte sich ein Herr zu mir, den ich nur oberflächlich kannte und der plötzlich die Leute zu preisen begann, die von ihrem Reichthum einen so vornehmen Gebrauch machen wie unser Gastgeber. Ich war vollkommen seiner Meinung, obwohl ich Herrn von Wartenheimer sonst für einen ganz einfältigen Snob halte. Dann theilte ich wieder dem Herrn ganz ohne Grund meine Ansichten über die moderne Skulptur mit, von der ich nicht sonderlich viel verstehe, Ansichten, die für ihn sonst gewiß ohne jedes Interesse gewesen wären; aber unter dem Einflusse dieses verführerischen Frühlingsabends stimmte er mir begeistert zu. Später traf ich die Nichten des Hausherrn, die das Fest äußerst romantisch fanden, hauptsächlich, weil die Lichter zwischen den Blättern hervorglänzten und Musik in der Ferne ertönte. Dabei standen

wir gerade neben der Kapelle: aber trotzdem fand ich die Bemerkung nicht unsinnig. So sehr stand auch ich unter dem Banne der allgemeinen Stimmung.

Das Abendessen wurde an kleinen Tischen eingenommen, die, soweit es der Platz erlaubte, auf der großen Terrasse, zum anderen Teil im anstoßenden Salon aufgestellt waren. Die drei großen Glastüren standen weit offen. Ich saß an einem Tisch im Freien mit einer der Nichten; an meiner anderen Seite hatte Mathilde Platz genommen mit dem Herrn, der aussah wie ein Korpsstudent, übrigens aber Bankbeamter und Reserveoffizier war. Gegenüber von uns, aber schon im Saal, saß Samodeski zwischen der Frau des Hauses und irgendeiner anderen schönen Dame, die ich nicht kannte. Er warf seiner Frau eine scherzhaft verwegene Kußhand zu; sie nickte ihm zu und lächelte. Ohne weitere Absicht beobachtete ich ihn ziemlich genau. Er war wirklich schön mit seinen stahlblauen Augen und dem langen schwarzen Spitzbarte, den er manchmal mit zwei Fingern der linken Hand am Kinn zurechtstrich. Ich glaube aber auch, daß

ich nie in meinem Leben einen Mann so sehr von Worten, Blicken, Gebärden gewissermaßen umglüht gesehen habe als ihn an diesem Abend. Anfangs schien es, als ließe er sich das eben nur gefallen. Aber bald sah ich an seiner Art, den Frauen leise zuzulüftern, an seinen unerträglichen Siegerblicken und besonders an der erregten Munterkeit seiner Nachbarinnen, daß die scheinbar harmlose Unterhaltung von irgendeinem geheimen Feuer genährt wurde. Natürlich mußte Mathilde das alles gerade so gut bemerken als ich; aber sie plauderte anscheinend unbewegt bald mit ihrem Nachbarn, bald mit mir. Allmählich wandte sie sich zu mir allein, erkundigte sich nach verschiedenen äußeren Umständen meines Lebens und ließ sich von meiner vorjährigen Reise nach Athen berichten. Dann sprach sie von ihrer Kleinen, die merkwürdigerweise schon heute Lieder von Schumann nach dem Gehör singen konnte, von ihren Eltern, die sich nun auch auf ihre alten Tage ein Häuschen in Dieking gekauft, von alten Kirchenstoffen, die sie selbst im vorigen Jahr in Salzburg angeschafft hatte, und von hundert anderen Dingen. Aber unter der Ober-

fläche dieses Gespräches ging etwas ganz anderes zwischen uns vor; ein stummer erbitterter Kampf: Sie versuchte mich durch ihre Ruhe von der Ungetrübtheit ihres Glückes zu überzeugen — und ich wehrte mich dagegen, ihr zu glauben. Ich mußte wieder an jenen japanisch-chinesischen Abend in Samodeskis Atelier denken, wo sie sich in gleicher Weise bemüht hatte. Diesmal fühlte sie wohl, daß sie gegen meine Bedenken wenig ausrichtete und daß sie irgend etwas ganz Besonderes ausdenken mußte, um sie zu zerstreuen. Und so kam sie auf den Einfall, mich selbst auf das zutunliche und verliebte Benehmen der zwei schönen Frauen ihrem Gatten gegenüber aufmerksam zu machen, und begann von seinem Glück bei Frauen zu sprechen, als wenn sie sich auch daran gerade so wie an seiner Schönheit und an seinem Genie ohne jede Unruhe und jedes Mißtrauen als gute Kameradin freuen dürfte. Aber je mehr sie sich bemühte, vergnügt und ruhig zu scheinen, um so tiefere Schatten flogen über ihre Stirn hin. Als sie einmal das Glas erhob, um Samodeski zuzutrinken, zitterte ihre Hand. Das

wollte sie verbergen, unterdrücken; dadurch verfiel aber nicht nur ihre Hand, sondern der Arm, ihre ganze Gestalt für einige Sekunden in eine solche Starrheit, daß mir beinahe bange wurde. Sie saßte sich wieder, sah mich rasch von der Seite an, merkte offenbar, daß sie daran war, ihr Spiel endgültig zu verlieren, und sagte plötzlich, wie mit einem letzten verzweifelten Versuch: „Ich wette, Sie halten mich für eifersüchtig.“ Und ehe ich Zeit hatte, etwas zu erwidern, setzte sie rasch hinzu: „O, das glauben viele. Im Anfang hat es Gregor selbst geglaubt.“ Sie sprach absichtlich ganz laut, man hätte drüben jedes Wort hören können. „Nun ja,“ sagte sie mit einem Blick hinüber, „wenn man einen solchen Mann hat: schön und berühmt... und selber den Ruf, nicht sonderlich hübsch zu sein... O, Sie brauchen mir nichts zu erwidern... ich weiß ja, daß ich seit meinem Mädel ein bißchen hübscher geworden bin.“ Sie hatte möglicherweise recht, aber für ihren Gemahl — davon war ich völlig überzeugt — hatte der Adel ihrer Züge nie sonderlich viel bedeutet, und was ihre Gestalt anlangt, so hatte sie mit der

mädchenhaften Schlankheit für ihn wahrscheinlich ihren einzigen Reiz verloren. Doch ich stimmte ihr natürlich mit übertriebenen Worten bei; sie schien erfreut und fuhr mit wachsendem Mute fort: „Aber ich habe nicht das geringste Talent zur Eifersucht. Das habe ich selbst nicht gleich gewußt; ich bin erst allmählich darauf gekommen, und zwar hauptsächlich vor ein paar Jahren in Paris. . . Sie wissen ja, daß wir dort waren?“

Ich erinnerte mich.

„Gregor hat dort die Büsten der Fürstin La Hire und des Ministers Chocquet gemacht und mancherlei anderes. Wir haben dort so angenehm gelebt wie junge Leute. . . das heißt, jung sind wir ja noch beide. . . ich meine, wie ein Liebespaar, wenn wir auch gelegentlich in die große Welt gingen. . . Wir waren ein paarmal beim österreichischen Botschafter, die La Hires haben wir besucht und andere. Im ganzen aber machten wir uns nicht viel aus dem eleganten Leben. Wir wohnten sogar draußen auf Montmartre, in einem ziemlich schäßigen Haus, wo übrigens Gregor auch

sein Atelier hatte. Ich versichere Sie, unter den jungen Künstlern, mit denen wir dort verkehrten, hatten manche keine Ahnung, daß wir verheiratet waren. Ich bin überall mit ihm herumgestiefelt. Oft bin ich in der Nacht mit ihm im Café Athenés gessen, mit Léandre, Carabin und vielen anderen. Auch allerlei Frauen waren zuweilen in unserer Gesellschaft, mit denen ich wahrscheinlich in Wien nicht verkehren möchte... obzwar schließlich — —“ Sie warf einen hastigen Blick hinüber auf Frau Wartenheimer und fuhr rasch wieder fort: „Und manche war sehr hübsch. Ein paarmal war auch die letzte Geliebte von Henri Chabran dort, die seit seinem Tode immer ganz in Schwarz ging und jede Woche einen anderen Liebhaber hatte, die aber in dieser Zeit auch alle Trauer tragen mußten, das verlangte sie... Sonderbare Leute lernt man kennen. Sie können sich denken, daß die Frauen meinem Manne dort nicht weniger nachgelaufen sind als anderswo; es war zum Lachen. Aber da ich doch immer mit ihm war — oder meistens, so wagten sie sich nicht recht an ihn heran, um so weniger, als

ich für seine Geliebte galt. . . Ja, wenn sie gewußt hätten, daß ich nur seine Frau war —! Und da bin ich einmal auf einen sonderbaren Einfall gekommen, den Sie mir gewiß nie zugetraut hätten — und aufrichtig gestanden, ich wundere mich heute selbst über meinen Mut.“ Sie sah vor sich hin und sprach leiser als früher: „Es ist übrigens auch möglich, daß es schon mit etwas im Zusammenhang stand — nun, Sie können sich's ja denken. Seit ein paar Wochen wußte ich, daß ich ein Kind zu erwarten hatte. Das machte mich unerhört glücklich. Im Anfang war ich nicht nur heiterer, sondern merkwürdigerweise auch viel beweglicher als jemals früher. . . Also denken Sie, eines schönen Abends habe ich mir Männerkleider angezogen und bin so mit Gregor auf Abenteuer aus. Natürlich hab' ich ihm vor allem das Versprechen abgenommen, daß er sich keinerlei Zwang antun dürfte. . . nun ja, sonst hätte die ganze Geschichte keinen Sinn gehabt. Ich habe übrigens famos ausgesehen — Sie hätten mich nicht erkannt. . . niemand hätte mich erkannt. Ein Freund von Gregor, ein gewisser Léonce Albert,

ein junger Maler, ein bußliger Mensch, holte uns an diesem Abend ab. Es war wunderschön... Mai... ganz warm... und ich war frech, davon machen Sie sich keinen Begriff. Denken Sie sich, ich hab' meinen Überzieher — einen sehr eleganten gelben Überzieher — einfach abgelegt und ihn auf dem Arm getragen... so wie das eben Herren zu tun pflegen... Es war allerdings schon ziemlich dunkel... In einem kleinen Restaurant auf dem äußeren Boulevard haben wir diniert, dann sind wir in die Roulotte gegangen, wo damals Legay sang und Montoya... „Tu t'en iras les pieds devant“... Sie haben es ja neulich hier gehört im Wiedener Theater — nicht wahr?“ Jetzt warf Mathilde einen raschen Blick zu ihrem Mann hinüber, der nicht darauf achtete. Es war, als wenn sie nun auf längere Zeit von ihm Abschied nähme. Und nun erzählte sie drauf los, immer heftiger, stürzte sozusagen vorwärts. „In der Roulotte,“ sagte sie, „war eine sehr elegante Dame, die ganz nahe vor uns saß; die kokettierte mit Gregor, aber in einer Weise... nun, ich versichere Sie, man kann sich

nichts Unanständigeres vorstellen. Ich werde nie begreifen, daß ihr Gatte sie nicht auf der Stelle erwürgt hat. Ich hätte es getan. Ich glaube, es war eine Herzogin... Nun, Sie müssen nicht lachen, es war gewiß eine Dame der großen Welt, trotz ihres Benehmens... das kann man schon beurteilen... Und ich wollte eigentlich, daß Gregor auf die Sache einginge... natürlich! — ich hätte gern gesehen, wie man so etwas anfängt... ich wünschte, daß er ihr einen Brief zusteckte — oder sonst was täte — was er eben in solchen Fällen getan haben wird, bevor ich seine Frau wurde... Ja, das wollte ich, trotzdem es nicht ohne Gefahr für ihn gewesen wäre. Offenbar steckt in uns Frauen so eine grausame Neugier... Aber Gregor hatte, Gott sei Dank, keine Lust. Wir gingen sogar recht bald fort, wieder hinaus in die schöne Mainacht, Léonce blieb immer mit uns. Der hat sich übrigens an diesem Abend in mich verliebt und wurde gegen seine Gewohnheit geradezu galant. Es war sonst ein sehr verschüchterter Mensch — wegen seines Aussehens... Ich sagte ihm noch: „Man muß wohl einen gelben Überzieher

haben, damit Sie einem den Hof machen.“ Wir sind so vergnügt weiterspaziert wie drei Studenten. Und jetzt kam das Interessante: wir gingen nämlich ins Moulin Rouge. Das gehörte zum Programm. Es war auch notwendig, daß endlich irgend etwas geschah. Bisher hatten wir ja noch gar nichts erlebt .. nur mich — denken Sie: mich selbst — hatte ein Frauenzimmer auf der Straße angerebet. Aber das war ja nicht die Absicht gewesen. . . Um ein Uhr waren wir im Moulin Rouge. Wie es da zugeht, wissen Sie ja wahrscheinlich; eigentlich hatte ich mir's ärger vorgestellt. . . Es passierte auch anfangs dort nicht das geringste, und es sah ganz danach aus, als sollte der ganze Scherz zu nichts führen. Ich war ein bißchen ärgerlich. „Du bist ein Kind,“ sagte Gregor. „Wie denkst du dir das eigentlich? Wir kommen, und sie fallen uns zu Füßen —?“ Er sagte „uns“ aus Höflichkeit für Léonce; es war keine Rede davon, daß man Léonce zu Füßen fallen konnte. Aber wie wir nun schon alle ernstlich daran dachten, nach Hause zu gehen, nahm die Sache eine Wendung. Mir fiel nämlich

eine Person auf... mir, wirklich mir... die schon ein paarmal ganz zufällig an uns vorübergegangen war... Sie war ganz ernst und sah ziemlich anders aus als die meisten anwesenden Damen. Sie war gar nicht auffallend gekleidet — in Weiß, vollkommen in Weiß... Ich hatte bemerkt, wie sie zwei oder drei Herren, die sie ansprachen, überhaupt gar keine Antwort gab, einfach weiterging, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie schaute nur dem Tanze zu, sehr ruhig, interessiert, sachlich möchte ich sagen... Léonce fragte — ich hatte ihn darum gebeten — ein paar Bekannte, ob ihnen das hübsche Wesen schon irgendwo begegnet wäre und einer erinnerte sich, daß er sie im vorigen Winter auf einem der Donnerstagbälle im Quartier Latin gesehen hatte. Léonce sprach sie dann in einiger Entfernung von uns an, und ihm gab sie Antwort. Dann kam er mit ihr näher, wir setzten uns alle an einen kleinen Tisch und tranken Champagner. Gregor kümmerte sich gar nicht um sie — als wenn sie überhaupt nicht dagewesen wäre... Er plauderte mit mir, immer nur mit mir... Das

schien sie nun besonders zu reizen. Sie wurde immer heiterer, gesprächiger, ungenierter, und wie das so kommt, allmählich hatte sie ihre ganze Lebensgeschichte erzählt. Was so ein armes Ding alles erleben kann — oder erleben muß, möglicherweise! Man liest ja so oft davon, aber wenn man es einmal als etwas ganz Wirkliches hört, von einer, die daneben sitzt, da ist es doch ganz sonderbar. Ich erinnere mich noch an mancherlei. Wie sie fünfzehn Jahre alt war, hat sie irgendetwas verführt und sitzen lassen. Dann war sie Modell. Auch Statistin an einem kleinen Theater ist sie gewesen. — Was sie uns vom Direktor für Dinge erzählte! . . . . . Ich wäre auf und davon gelaufen, wenn ich nicht vom Champagner schon ein wenig angeheitert gewesen wäre. . . . Dann hatte sie sich in einen Studenten der Medizin verliebt, der in der Anatomie arbeitete, den holte sie manchmal aus der Leichenkammer ab. . . . oder blieb vielmehr mit ihm dort. . . . nein, es ist nicht möglich, zu wiederholen, was sie uns erzählt hat! — Der Mediziner verließ sie natürlich auch. Und das wollte sie nicht überleben

— gerade das! Und sie brachte sich um, das heißt, sie versuchte es. Sie machte sich selbst darüber lustig... in Ausdrücken! Ich höre noch ihre Stimme... es klang gar nicht so gemein, als es war. Und sie lüftete ihr Kleid ein wenig und zeigte über der linken Brust eine kleine rötliche Narbe. Und wie wir alle diese kleine Narbe ganz ernsthaft betrachteten, sagte sie — nein, schreit sie plötzlich meinen Mann an: „Küssen!“ Ich sagte Ihnen schon, Gregor kümmerte sich gar nicht um sie. Auch während sie alle ihre Geschichten erzählte, hörte er kaum zu, sah in den Saal hinein, rauchte Zigaretten, und jetzt, wie sie ihn so anrief, lächelte er kaum. Ich hab' ihn aber gestoßen, gezwickt, ich war ja wirklich etwas beduselt... jedenfalls war es die sonderbarste Stimmung meines Lebens. Und ob er nun wollte oder nicht, er mußte die Narbe... das heißt, er mußte so tun, als berührte er die Stelle mit den Lippen. Ja, und dann wurde es immer lustiger und toller. Nie hab' ich so viel gelacht wie an diesem Abend — und gar nicht gewußt, warum. Und nie hätte ich es für möglich gehalten, daß sich

ein weibliches Wesen — und noch dazu solch eines — im Verlauf einer Stunde so wahnsinnig in einen Mann verlieben könnte, wie dieses Geschöpf in Gregor. Sie hieß Madeleine.“

Ich weiß nicht, ob Frau Mathilde den Namen absichtlich lauter aussprach — jedenfalls schien es mir, als hörte ihn ihr Mann, denn er sah zu uns herüber; seine Frau sah er sonderbarerweise nicht an, aber unsere Blicke begegneten sich und blieben eine ganze Weile ineinander ruhen, nicht eben mit besonderer Sympathie. Dann plötzlich lächelte er seiner Gattin zu, sie nickte zurück, er sprach mit seinen Nachbarinnen weiter, und sie wandte sich wieder zu mir.

„Ich kann mich natürlich nicht mehr an alles erinnern, was Madeleine später gesprochen hat,“ sagte sie, „es war ja alles so wirr. Aber ich will aufrichtig sein: es gab eine Sekunde, in der ich ein bißchen verstimmt wurde. Das war, als Madeleine die Hand meines Mannes nahm und küßte. Aber gleich war es wieder vorbei. Denn, sehen Sie, in diesem Augenblick mußte ich an unser Kind denken.“

Und da hab' ich gefühlt, wie unauflöslich ich und Gregor miteinander verbunden waren, und wie alles andere nichts sein konnte, als Schatten, Nichtigkeiten oder Komödie, wie heute Abend. Und da war alles wieder gut. Wir sind dann noch alle bis zum Morgenrauen auf dem Boulevard in einem Kaffeehause gefessen. Da hörte ich, wie Madeleine meinen Vatten bat, er solle sie nach Hause begleiten. Er lachte sie aus. Und dann, um den Spaß zu einem guten und in gewissem Sinne vorteilhaften Ende zu führen — Sie wissen ja, was die Künstler alle für Egoisten sind... insofern es sich nämlich um ihre Kunst handelt... — kurz, er sagte ihr, daß er Bildhauer sei, und forderte sie auf, nächstens zu ihm zu kommen, er wollte sie modellieren. Sie antwortete: „Wenn du ein Bildhauer bist, lasse ich mich hängen! Aber ich komm' doch.“

Mathilde schwieg. Aber nie habe ich die Augen eines weiblichen Wesens so viel Leid ausdrücken — oder verbergen sehen. Dann, nachdem sie sich gefaßt zu dem Letzten, was sie mir noch zu sagen hatte, fuhr sie fort: „Gregor wollte durchaus, ich sollte

am nächsten Tag im Atelier sein. Ja, er machte mir sogar den Vorschlag, hinter dem Vorhang verborgen zu bleiben, wenn sie käme. Nun, es gibt Frauen, viele Frauen, ich weiß es, die darauf eingegangen wären. Ich aber finde: entweder man glaubt oder man glaubt nicht... Und ich habe mich entschlossen, zu glauben. Hab' ich nicht recht? Und sie sah mich mit großen, fragenden Augen an. Ich nickte nur und sie sprach weiter: „Madeleine kam natürlich am Tag darauf und dann sehr oft... wie manche andere vorher und nachher gekommen ist... und daß sie eine der schönsten war, können Sie mir glauben. Sie selbst sind erst heute vor ihr in Bewunderung gestanden, draußen am Teich.“

„Die Tänzerin?“

„Ja, Madeleine hat zu ihr Modell gestanden. Und nun denken Sie, daß ich in einem solchen oder in einem anderen Falle mißtrauisch gewesen wäre! Würde ich nicht ihm und mir das Dasein zur Qual gemacht haben? Ich bin sehr froh, daß ich keine Anlage zur Eifersucht habe.“

Jrgend jemand stand in der offenen Mittelstür

und hatte begonnen, einen wahrscheinlich sehr witzigen Toast auf den Hausherrn zu sprechen, denn die Leute lachten von ganzem Herzen. Ich aber betrachtete Mathilde, die ebensowenig zuhörte wie ich. Und ich sah, wie sie zu ihrem Gatten hinüberschaute und ihm einen Blick zuwarf, der nicht nur eine unendliche Liebe verriet, sondern auch ein unerschütterliches Vertrauen heuchelte, als wäre es wahrhaftig ihre höchste Pflicht, ihn im Genuß des Daseins auf keine Weise zu stören. Und er empfing auch diesen Blick — lächelnd, unbeirrt, obwohl er natürlich ebensogut wußte als ich, daß sie litt und ihr Leben lang gelitten hat wie ein Tier.

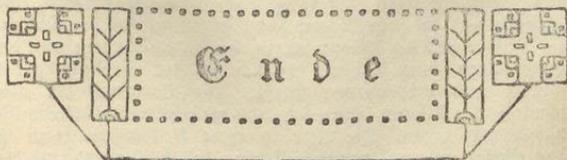
Und darum glaub' ich nicht an die Fabel von dem Herzschlag. — Ich habe an jenem Abend Mathilde zu gut kennen gelernt, und für mich steht es fest: so wie sie vor ihrem Gatten die glückliche Frau gespielt hat vom ersten Augenblick bis zum letzten, während er sie belogen und zum Wahnsinn getrieben hat, so hat sie ihm auch schließlich einen natürlichen Tod vorgespielt, als sie das Leben hinwarf, weil sie es nicht mehr ertragen konnte. Und

er hatte auch dieses letzte Opfer hingenommen, als käme es ihm zu.

Da stehe ich vor dem Gitter... Die Läden sind fest geschlossen. Weiß und wie verzaubert liegt die kleine Villa im Dämmerchein, und dort schimmert der Marmor zwischen den roten Zweigen...

Vielleicht bin ich übrigens ungerecht gegen Samodeski. Am Ende ist er so dumm, daß er die Wahrheit wirklich nicht ahnt. Aber es ist traurig, zu denken, daß es für Mathilde im Tode keine größere Wonne gäbe, als zu wissen, daß ihr letzter himmlischer Betrug gelungen ist.

Oder irre ich mich gar? Und es war ein natürlicher Tod?... Nein, ich lasse mir nicht das Recht nehmen, den Mann zu hassen, den Mathilde so sehr geliebt hat. Das wird ja wahrscheinlich für lange Zeit mein einziges Vergnügen sein...



Wiener Verlag, Wien, IX, Garelligasse 2

Arthur Schnitzler

## Reigen

Zehn Dialoge. — 20.—25. Tausend.  
M. 3.50, geb. M. 5.—.

„Münchener Neueste Nachrichten“: „Es ist das Buch der Saison, das Schnitzler geschrieben hat. Es ist ein scharmautes Werk, voll Anmut und Grazie... Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen“ ist ein gewagtes, ein „frivoles“ Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterie-Erfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden, sondern das Publikum. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehme lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Wie wären sonst die zahlreichen Entwürfungen eifriger Moralisten zu erklären, die es wagten, den Dichter als standalsüchtigen Zotenreißer hinzustellen! Es sei ohne weiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhepunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin, die Schauspielerin und der Graf bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Vorhänge der verschwiegensten Aktoven öffnen sich, und die geheimsten Geheimnisse dürfen wir hören. Die Liebe in ihrer konkretesten Form ist das einzige, zehnmal variierte Thema des Buches und trotz der

außerordentlichen Wahrhaftigkeit des Tones, in dem die Gespräche gehalten sind, fällt kaum ein unzartes Wort. Vielleicht noch nie sind die femininen Listen sicherer beobachtet und direkter nachgezeichnet worden. Ein Chirurg der Seele zeigt uns ihre verborgensten Verrichtungen und bringt hier in Gebiete, die bisher der Kunst terra incognita waren.“

„**Frankfurter Zeitung**“: „Lucians Hetärengespräche sind bekannt und berühmt. In Schnitzlers „Reigen“ besitzen wir etwas Ähnliches, eine Psychologie des Geschlechtslebens, die sich an Offenherzigkeit und geistiger Freiheit, aber auch an künstlerischer Feinheit mit Lucian messen kann...“

„**Die Zeit**“: „Schnitzler führt bekanntlich in diesen ebenso kühnen wie geistvollen Dialogen eine Reihe unehelicher und ehelicher Sentiments, Ekstasen der Liebe und ihre wechselvollen Reaktionen zwischen zehn Personen vor. Es braucht schon das ganze artistische Raffinement, die sichere Gestaltungskraft und die feine Grazie „im Unanständigen“ eines Schnitzler, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht zu entgleisen und die höchst eindeutige Situation nicht ins Laszive, nicht in das beliebte Milieu: „Nur für Herren“ zu vergrößern. Man muß es aufrichtig bewundern, mit welcher Feinheit des Geschmacks Arthur Schnitzler hier die größten Kühnheiten auspricht, wie er die verborgensten Regungen im Geschlechtskampf auszuspielen weiß.“

„**Neue Deutsche Rundschau**“, Berlin: Das Buch enthält Szenen. Jede zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mittendrin eine Zeile von Gedankenfrühen. — Ein wundervolles Buch. Sein Wert liegt in den Lebensaspekten und in der komischen Gestaltung. Die komische Kraft ist ein neuer Zug an Schnitzler. Er hat eine Schauspielerin auf zwei... gestellt, deren Wesen in dunklen Situationen erschütternd wirkt. Er gibt einen kostbaren Poeten, der sich pseudonym Biebitz nennt und das süße Mädel als Unterlage für Betrachtungen ansieht. Man schreibt beim Lesen. — Es ist ein kleiner Delameron unserer Tage.

Wiener Verlag, Wien, IX, Carolligasse 2

Felix Salten

Die Gedenktafel der  
Prinzessin Anna

Novelle.

3. Auflage.

M. 1.—, geb. M. 2.—.

Hofrat Dr. Max Burckhardt schreibt in der „Zeit“: Die soeben im Wiener Verlag erschienene Novelle Saltens ist von einer ganz ungewöhnlichen Frechheit. Sie ist aber nicht nur frech, sie ist auch gut, die Frechheit sinkt nicht herab zur lästernen Bote, sie erhebt sich zu blutiger Ironie. Parabasco, Herzog von Riavenna, betritt, da er nächtlicherweise eben selbst von einem Liebesabenteuer kommt, seine Schwester Anna, wie sie heimlich aus einem Pfortchen des Palazzo Gombi huscht. Da er sich überzeugen muß, daß der junge Gombi sein zartes Geheimnis nicht für sich allein behalten hat, entschließt er sich resolut, allem geheimen Gezißel und Getriebe dadurch vorzubauen, daß er eine Gedenktafel am Palazzo Gombi anbringen läßt, auf der mit dünnen Worten der Öffentlichkeit mitgeteilt wird, was Prinzessin Anna in diesem Hause erlebt hat. Welche Folgen diese Tat des Herzogs hat, wie insbesondere das gute Volk die Prinzessin als Wohltäterin von Riavenna im Triumphzug durch die Stadt führt und ihr angesichts der Gedenktafel eine begeisterte Huldigung darbringt, und wie zum Schluß der Herzog an sich selbst erfährt, welche Nutzenwendungen ein einfaches Mädchen aus dem erhabenen Beispiele der verehrten Fürstin zieht — das möge jeder in dem Büchlein lesen. Es könnte in der besten Zeit der Renaissance geschrieben sein.

Wiener Verlag, Wien, IX, Sarelligasse 2

Hans von Kahlenberg

Nirchen Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter.  
50.—60. Tausend. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Dieses Buch ist in Deutschland verboten.

„Der Tag“: Gegen Hans von Kahlenberg schwebt ein Untersuchungsverfahren. Grund: Eine in mehreren Auflagen erschienene Novelle „Nirchen“.

Nirchen ist die Tochter eines preußischen Geheimrates; „Beamter vom alten Schlag, — Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle.“ Sie wohnen im Berliner Westen; Geld ist knapp; Gesellschaften müssen sein; die Mädels heiraten, wenn sie kriegen; die eine einen Offizier; die andere einen mit Draht; Nirchen, ehe sie den wohlhabenden Achim von Wustrow nimmt, einen schwerfälligen Gutsbesitzer, erlustigt sich durch häufige Besuche bei einem fesselnden Mann mit Gläse, der unterkittige Geschichten schreibt. Sie gibt ihm... tout, excepts ça (wie die Formel in Frankreich heißt). Und das wird beschrieben. Nirchen ist die ärgste nicht; denn ihre Freundin Daisy Grimme ist weit ärger. Nirchens andere Freundin ist „die Tochter eines pensionierten Generals, ein lustiges, schwarzäugiges Plaudertäschchen“. Also: Ein deutsches Seitenstück zu den Demi-Vierges des welschen Windhundes Prevost. Das Ganze — vielleicht nichts zum Fortleben für die Literaturgeschichte; aber sehr unterhaltende Sittenstudie. Mit großer Verve geschrieben, voller Leben. Und eine Masse Ehrlichkeit drin, — neben dem dicken Raffinement der etwas fatalen Technik. Zwei Freunde schreiben einander Briefe, der Gutsbesitzer und jener tahl-

köpfige Herbert; der eine schreibt: ich liebe einen Engel; gleichzeitig der andere: ich habe zufällig gestern eine Bekanntschaft gemacht; die Bekanntschaft ist natürlich der Engel. Und so Schritt vor Schritt weiter, in grobem Parallelismus... Aber es soll meine Tugend sein, das lebendige Buch nicht übergenau zu rezensieren. Denn es handelt sich nicht darum, ob sich künstlerische Einwände erheben lassen. Sondern darum: Ob das Ganze als Kunstwerk zu betrachten ist (nicht als Nachwerk zur Verbreitung von Unzüchtigem). Die Antwort ist ein zweifelloses Ja. Damit muß die Entscheidung des Prozesses gegeben sein. Kommt er zustande, dann ist der Verfasserin (nach dieser sechsten Auflage) die fünfundschwanzigste verbürgt. Sie hat Glück, daß sie — schon vorher gelesen — nun eintritt in die Reihe der vordersten Bekanntschaften unserer Literatur. Dem beamteten untersuchenden Cato hinwiederum sei gesagt: Solche Prozesse haben bekanntlich stets einen Mißerfolg für den Staat oder den Anwalt des Staates, der sie macht. Man kann zuletzt doch nicht die deutsche Übertragung der Rousseauschen Bekenntnisse verbieten, auch nicht den Dekameron, und die Lucinde ist für zwanzig Pfennige zu haben. Keine Darstellung aber mit Kunstmitteln kann so verführend wirken wie Dinge, die jeder jeden Tag sehen kann. Mein Lieblingsargument ist das blonde Mädchen mit wehendem Haar, das über die Straße rennt, die Röcke zusammenrafft. Der Staat müßte solche blonde junge Mädchen verbieten, die zum Bäcker laufen. Eher hören Regungen und Empfindungen nicht auf, die schon unsere gottverdammten Väter gehabt, — da sie unsere Väter geworden sind. Schwieriger Fall! Wenn der Gerichtshof diesmal verdonnert, so wird Norddeutschlands oberste Klasse, die vor „Nixchen“ geschützt werden sollte, doch wieder in der Verfasserin getroffen, — als welche nicht die Tochter eines Feldwebels ist, sondern eines lebenden preussischen Oberstleutnants.

Alfred Kerr.

Wiener Verlag, Wien, IX, Garelligasse 2

Raoul Auerheimer

## Lebemänner

Novelle. 2. Auflage.  
W. 1.—, geb. W. 2.—.

„Neues Wiener Tagblatt“: Eine feine Studie aus dem Alltags- und Liebesleben, deren Held Konrad Sprechelmayer heißt, seines Zeichens Doktor ist und aus der altertümlichen Stadt Prag stammt. Das letztere ist nicht unwichtig. Um in Wien den erotischen Entwicklungsgang zu nehmen, der Sprechelmayer beschieden ist, muß man aus Prag kommen — das können manche bestätigen.

Und der Sprosse der wackeren Moldaustadt kommt nach Wien, aus einer Art Vibelluft nach der Babel-Atmosphäre, und hier wird er auf dem allgewöhnlichsten Wege ein „Lebemann“! Ihn und seine Kameraden zeichnet nun Auerheimer in ebenso scharfer wie delikater Weise, mit etwas Ironie, aber ohne Forcierung, ohne zolaisitische Düsterei, ohne Schwermutsfrivolität, ohne bacchantische Hypertrophie. Das wirkt sehr sympathisch an diesem Buche und wieder einmal haben wir — wir wollen es dreimal und öfter betonen — Gelegenheit davon zu sprechen, daß das junge, frische Wien (wenige Ausnahmen abgerechnet) viel dezenter ist als das junge, greisenhafte Berlin. Da haben wir einen eleganten Satiriker vor uns, der sich das Rückert'sche Diktum stets vor Augen hält: „Ich lehre dich, mein Sohn, nie über das, was über Maß das ist; denn überall von Übel ist das Über!“ Und solch eine Eigenschaft kann bei einem jungen Autor nicht genug gerühmt werden!

Paul und Viktor Margueritte

## Zwei Frauenleben

Roman.  
5. Tausend.

M. 3.—, geb. M. 4.50.

„Berliner Tagblatt“:

Zur Abwechslung einmal ein anderes Paris, als das papierene der Durchschnittsromane. Zur Abwechslung einmal andere Pariser, als sie sonst die banalen Romane übersehten und nicht übersehten Leihbibliotheks-Erzählungen bevölkern. Ein Stückchen Leben und Wirklichkeit winkt uns hier und da aus dem stattlichen, hübschen Buche: Paul und Viktor Margueritte, „Zwei Frauenleben“, entgegen, das wir eben nach einem längeren vertrauten Verkehr aus der Hand legen. Dieses Buch ist im gekennzeichneten Sinne einzig in seiner Art. Es weicht uns in das Pariser Leben ein, es schildert mit einer Lebendigkeit und spannenden Ausführlichkeit das Seelenleben zweier ungleich gearteter Frauen. Mutter und Tochter, beide tief unglücklich, beide schwer an einem verfehlten Leben tragend. Beide unglücklich verheiratet, jede einen anderen Mann liebend. Während die Mutter streng religiös ist und sogar die Ansicht vertritt, daß sie auch nach Ableben ihres ungeliebten Mannes nicht eine zweite Ehe eingehen darf, während sie an den katholischen Gebräuchen festhält und lieber elend zugrunde gehen will, als den Beschwörungen ihres Jugendgeliebten folgen, ist ihre Tochter von ganz anderer Gesinnung. Von jeher nicht religiös veranlagt, steht sie in ihrem Ehegemahl nur einen Lumpen, der zu Dirnen Beziehungen unterhält und es namentlich nur auf ihr Vermögen abgesehen hat, der infolgedessen, so schlecht er sie auch behandelt, auf keine Ehescheidung eingehen mag. Nachdem sie ihren Mann bei einem Ehebruch überrascht, verläßt sie noch am selben Tage sein Haus mit ihrem kleinen Töchterchen, um bei ihrer Mutter Schutz zu suchen und zu finden. Sie strengt den Ehescheidungsprozeß an, wird jedoch infolge mancher Ränke mit ihrer Klage abgewiesen und flüchtet zuletzt mit einem ihr treu ergebenen Freunde in Begleitung ihres Töchterchens über die französische

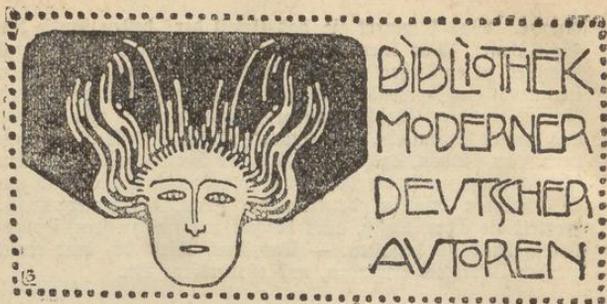
Grenze. Was kümmert sie das Urteil der „besten Kreise der Gesellschaft“. Nur darnach trachtet sie einzig, der Macht ihres Mannes zu entfliehen und ihr Töchterchen zu behalten. Sehr spannend und beißend werden die Gerichtshenzen geschildert, die sich in dem Ehecheidungsprozesse abspielen. Wie Richter aus lauter Eigenliebe, aus Starrköpfigkeit ein Menschenleben vernichten können, das ist mit ägender Satire dargestellt. Ein scharfes Licht streift die Macht der katholischen Kirche, und um so fesselnder erscheint daneben die Frau, die dieser Macht spottet, die Ehre, Besitz, alles hingibt um frei zu sein, ihr geliebtes Kind zu behalten. — Das Buch wird sich bald einen großen Leserkreis erwerben, und es verdient ihn.

Rudolf Havel

Aus meiner Heimat Novellen.  
M. 2.—, geb. M. 3.—.

„Neue Freie Presse“:

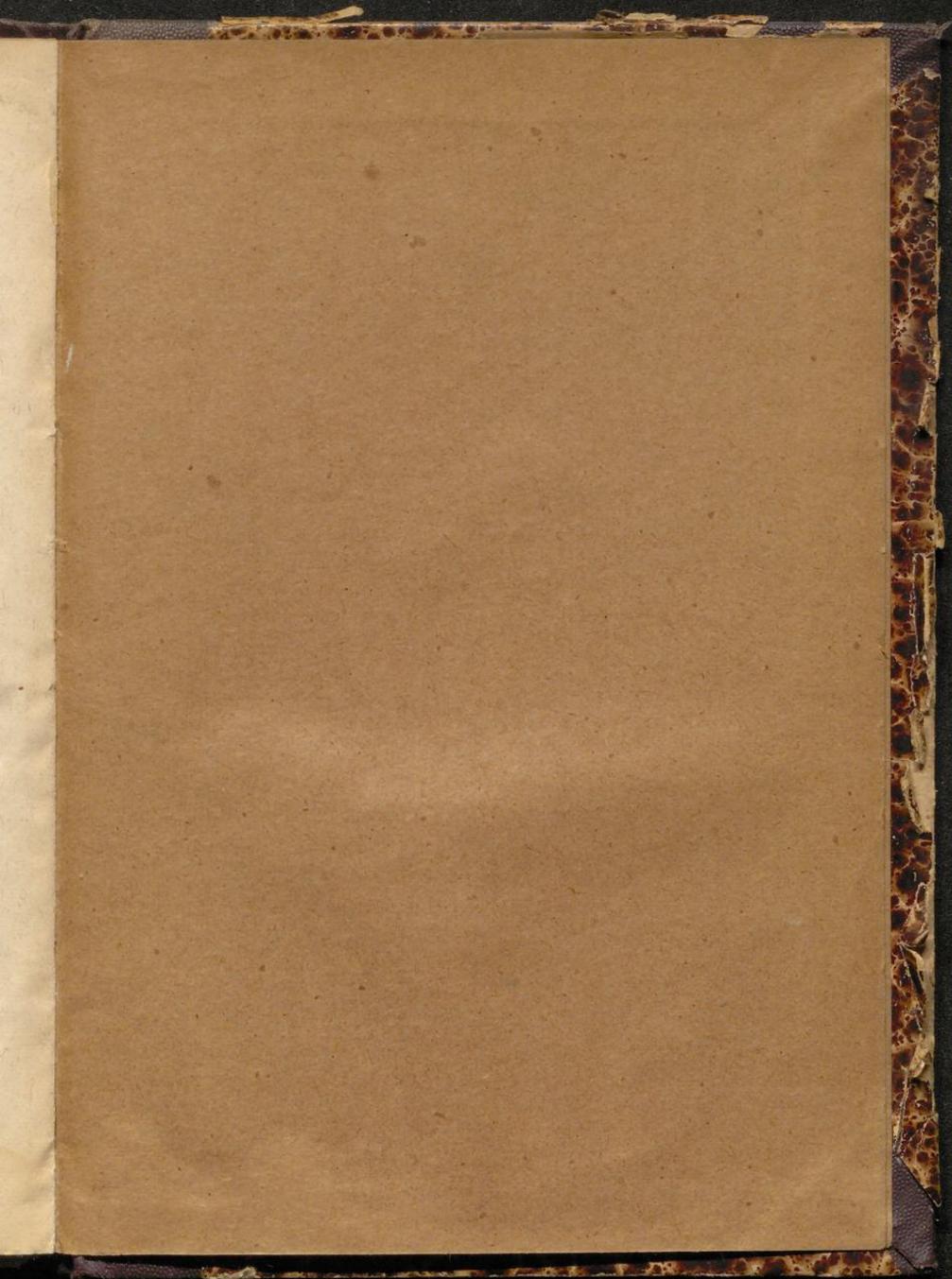
Nur wenigen, wenn auch noch so gottbegnadeten Poeten ist es gelungen, mit einem Schlage berühmt zu werden. Rudolf Havel gehört zu diesen wenigen. Sein Volksstück „Mutter Sorge“ hat ihm sozusagen über Nacht einen Namen gemacht, und mit Recht zählt man den schlichten Schulmann, welcher den Kampf mit dem Leben kennen gelernt, unter die besten modernen Autoren. Die uns vorliegenden neun größeren und kleineren Erzählungen kennzeichnen ihn durchwegs als den Poeten par excellence, dessen Talent jeder vornehm Denkende neidlos anerkennen muß. Tiefer Ernst, erschütternde Tragik spricht aus jeder dieser kürzeren oder längeren Geschichten, tiefer Ernst, welcher sich mit feiner Beobachtungsgabe, warmem Herzenstau und zuweilen auch mit einem Fünkchen sarkastischen Humors paart, wie er zum Beispiel in der Sommergeschichte „Die Wage“ deutlich zutage tritt. Zu den bedeutendsten Erzählungen möchten wir „Waldfrieden“ und „Zwei Weihnachtsmärchen“ rechnen, lesenswert aber ist jede einzelne derselben und lehrreich nicht minder. Sie sind aus dem Leben gegriffen und wahr gezeichnet, ohne dabei realistisch-poetisch zu sein; deshalb sprechen sie so sehr an.

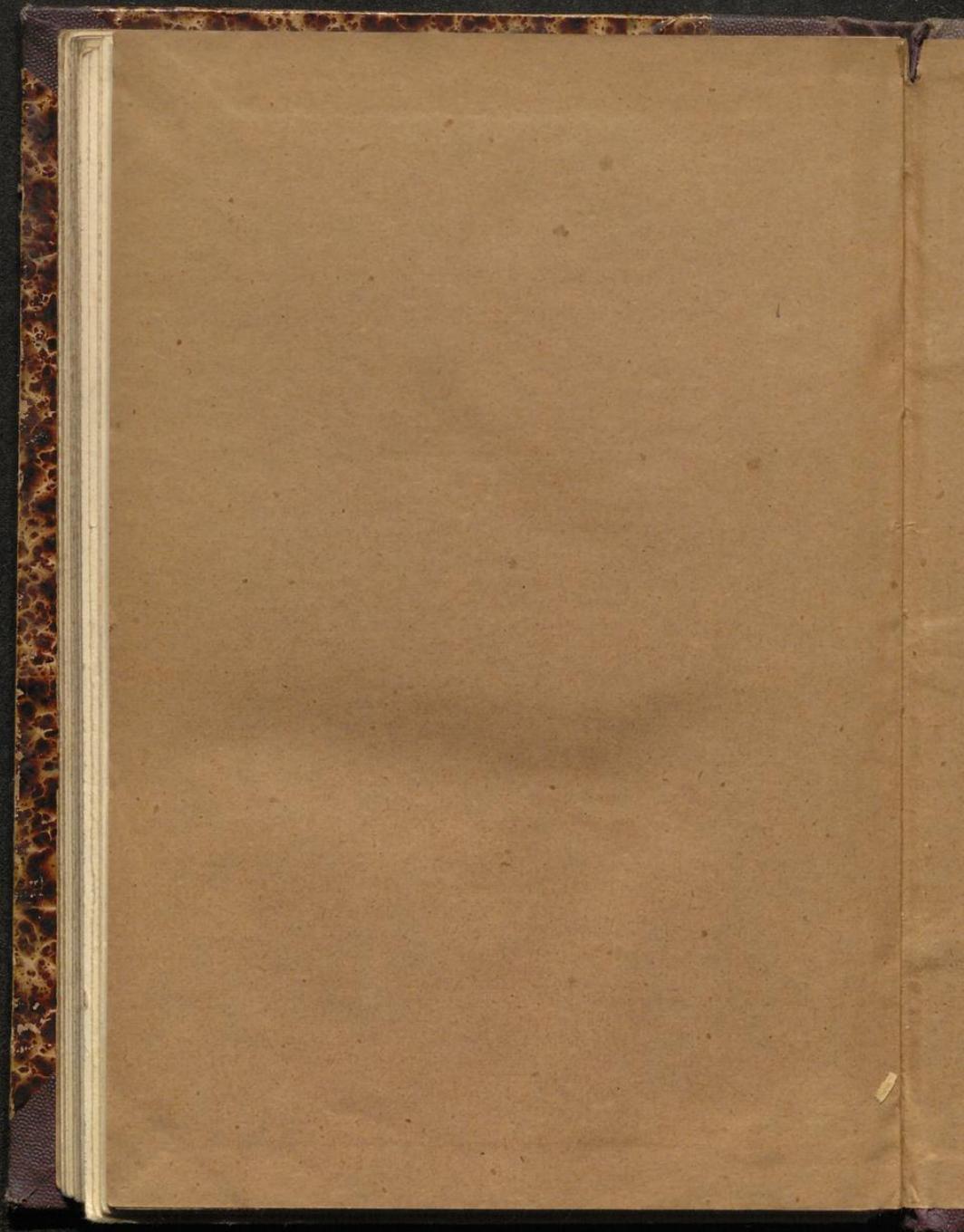


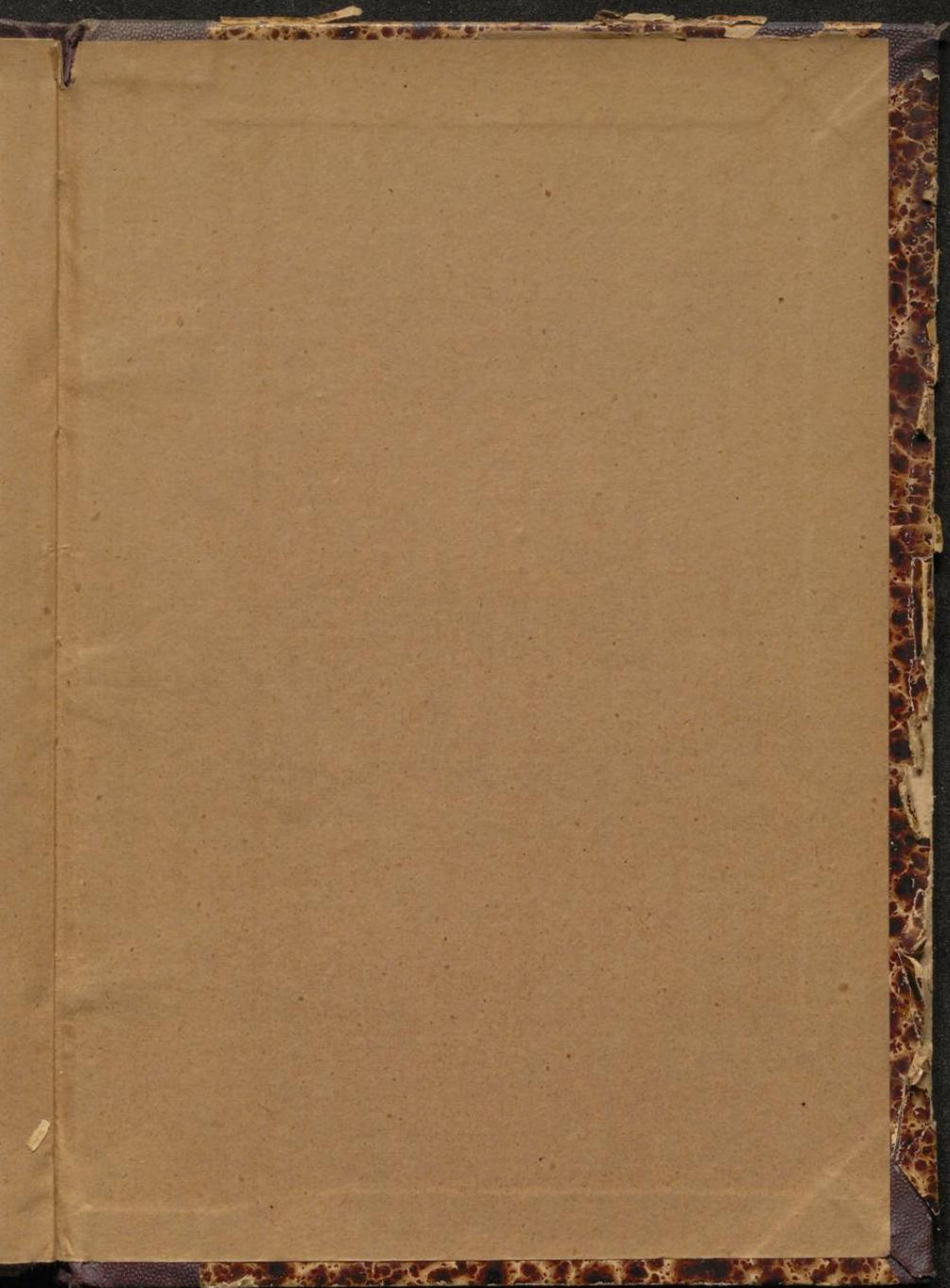
1. Bd.: **Arthur Schnitzler**. Die griechische Tänzerin.
2. Bd.: **Hugo von Hofmannsthal**. Das Märchen der 672. Nacht.
3. Bd.: **Georg Hirschfeld**. Erlebnis.
4. Bd.: **Otto Ernst**. Die Kunstreise nach Humpeldorf.
5. Bd.: **Felix Salten**. Der Schrei der Liebe.
6. Bd.: **Otto Julius Bierbaum**. Das höllische Automobil.
7. Bd.: **Johannes Schlaf**. Die Nonne.
8. Bd.: **Anton v. Perfall**. Er lebt von seiner Frau.
9. Bd.: **Siegfried Erbitsch**. Das verkaufte Lächeln.
10. Bd.: **Hans von Hahlenberg**. Jungfrau Marie.

Preis jedes Bandes M. 1.—, geb. M. 2.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.







WIENBIBLIOTHEK



+QWB10995101